Die
Schwarze Sonne

Unitall

Band 1

Der Engel der Schwarzen Sonne

Roman von

SAHID EL FARRAK

Wir empfehlen Ihnen, den monatlich erscheinenden
E-Mail-Newsletter unseres Auslieferers HJB zu abonnieren
(www.hjb-news.de), in dem alle neuen Unitall-Produkte
bereits vor Erscheinen vorgestellt werden:



1. Auflage, November 2008

Unitall Verlag GmbH
8268 Salenstein
Schweiz

Vertrieb:
HJB Verlag & Shop KG
Schützenstr. 24
78315 Radolfzell
Bestellungen und Abonnements:
Tel.: 0 77 32 – 94 55 30
Fax: 0 77 32 – 94 55 315
www.hjb-shop.de
www.unitall.ch
www.Schwarze-Sonne.info
Titelbild: Chance Last
Printed in EU

Dieses Buch wurde vor Drucklegung anwaltlich begutachtet.

© 2008 Unitall Verlag
Alle Rechte vorbehalten

Das Buch

Seit mehr als 10 000 Jahren wütet auf der Erde ein Kampf zwischen den Mächten der Finsternis und den Nordmännern, die trotz aller Angriffe des schier unbesiegbaren Feindes immer wieder versuchten, den Menschen das erlösende Licht der Schwarzen Sonne zu bringen. Nun neigt sich das dunkle Fischezeitalter dem Ende zu, und *der dritte Sargon* könnte der Weltherrschaft des Bösen ein Ende setzen.

Die in der weltweit operierenden Orkult-Loge organisierten Widersacher setzen alles daran, den dritten Sargon zu töten, bevor er sich seiner Macht bewußt wird. Zwischen der Loge und ihrer absoluten Herrschaft über die Welt steht nur noch der geheime Orden der Schwarzen Sonne – und ein junger Deutscher muß erkennen, daß die Kraft des geheimnisvollen Himmelskörpers mächtig in ihm wirkt…

Der Autor

Sahid el Farrak wurde 1969 in Bagdad/Irak geboren. Bereits in jungen Jahren erwachte sein Interesse an der babylonisch-assyrischen Frühgeschichte. Seiner Passion konnte er keine Zeit mehr widmen, als er bei der Division »Nebukadnezar« der Republikanischen Garde im Range eines Oberleutnants der Artillerie diente.
Nach dem Ende der offiziellen Kampfhandlungen im letzten Golfkonflikt nahm Sahid el Farrak seine Recherchen erneut auf und stieß dabei auf die Ursprünge des Mythos der Schwarzen Sonne. »Der Engel der Schwarzen Sonne« ist sein erster Roman, in dem er Teile seiner Erkenntnisse verarbeitet hat.

Du schaust mich an, du schaust durch mich hindurch
Dein Blick so flach und manisch deine Furcht
Du bist die Welt auf Gleichschritt programmiert
Wo jeder Mensch nach Stechuhr funktioniert
Ein jedes Wort mechanisch sinnentleert
Gehst deinen Weg zum Einheitskult bekehrt

Erst auf dem tiefsten Grund der Träume
Wirst du die Erde atmen hören
Erst auf dem tiefsten Grund der Träume
Werden wir uns wieder selbst gehören

(Joachim Witt, Tiefenrausch)

Und der, welcher der Einsamste war,
wird sein der neue König von Babel,
der König der Könige im neuen Reich.

Weissagung der Sajaha

Prolog

Quang Minhoai schloß die Augen und wartete auf seinen Tod. Er war erst dreiunddreißig und fühlte sich noch zu jung zum Sterben, doch er war bereit, sein Schicksal, das ihm die Götter auferlegt hatten, in Gelassenheit zu akzeptieren. Wenn es seine Bestimmung war, am heutigen Tag den Schritt von der diesseitigen in die jenseitige Welt zu vollziehen, würde er das sowieso nicht verhindern können.

Wozu also sollte er sich noch gegen das Unvermeidliche auflehnen?

Die drei Männer, die außerhalb des Lagerschuppens nach ihm suchten, waren mit Pistolen bewaffnet. Sie hatten den Auftrag erhalten, ihn hinter die Hügelkette zu verschleppen, ihn dort zu erschießen und an Ort und Stelle zu verscharren.

Auf dem Weg zu seinem Hinrichtungsplatz war es Minhoai zwar gelungen, ihnen zu entkommen – aber mehr als einen kurzen Aufschub gewährten ihm die Götter offenbar nicht. Der Schuppen, auf dessen Holzfußboden der Vietnamese mit gekreuzten Beinen saß, war kein gutes Versteck. Jeden Augenblick würde sich die Tür öffnen, und dann war es endgültig und unwiderruflich vorbei mit ihm.

In dem provisorisch errichteten Gebäude lagerten landwirtschaftliche Werkzeuge und Geräte, und an der hinteren Wand türmten sich einige Holzkisten mit unbekanntem Inhalt vom Boden bis zur fünf Meter hohen Decke. Minhoai machte sich erst gar nicht die Mühe, sich hinter dem Kistenstapel zu verbergen, denn dort würde man ihn zuerst suchen. Er war mit sich selbst im reinen und wollte den Übergang von der körperlichen Daseinsebene in die nächsthöhere so schnell und schmerzlos wie möglich hinter sich bringen. Am besten, seine Verfolger erschossen ihn gleich hier.

Danach würden sie draußen eine Grube ausheben, seinen Leichnam hineinwerfen und das Loch wieder zuschaufeln. Keine Reliquie würde sein schlichtes Grab zieren, nicht einmal ein Namenszug oder die Jahreszahl 1974 als Zeitpunkt seines Todes.

Obwohl er sich vorgenommen hatte, im guten aus dieser Welt zu scheiden, kam Minhoai nicht umhin, in Gedanken einen stillen Fluch auszustoßen. Er haßte das verdammte rote Pack, das sich in seiner Heimat breitmachte. Die Mörder nannten sich »Nationale Befreiungsfront Südvietnams« – doch wer befreite später dieses Land von den Befreiern?

Mit den Vereinigten Staaten konnten Minhoai und die übrigen Widerstandskämpfer nicht mehr rechnen. Die Amerikaner hatten voriges Jahr damit begonnen, ihre Truppen abzuziehen und sich wie geprügelte Hunde auf ihren eigenen Kontinent zurückzubegeben. Bald würde sich kein einziger US-Soldat mehr in Vietnam aufhalten.

Der gnadenlose Krieg indes ging weiter, dafür sorgte schon der verfluchte Vietcong, die führende Gruppe innerhalb der sogenannten Befreiungsarmee. Ihr Ziel war die Eroberung Saigons, doch die am Mekong-Delta gelegene größte Stadt Vietnams konnte man nicht einfach so überrennen wie all die kleinen Dörfer, die man inzwischen von der Landkarte getilgt hatte.

Quang Minhoai horchte auf und öffnete die Lider, er hatte ein Geräusch gehört. Obwohl er sich nicht umdrehte, spürte er, daß er nicht allein in dem Lagerschuppen war. Jemand verbarg sich hinter dem Kistenstapel.

In diesem Moment wurde an der Tür gerüttelt. Das dreiköpfige Erschießungskommando hatte Minhoais Versteck entdeckt. Sein Ableben war jetzt noch eine Frage von Sekunden.

»Wer auch immer du bist, du darfst dich denen auf gar keinen Fall zeigen«, flüsterte Minhoai, ohne sich vom Fleck zu rühren. »Die wollen nur mich. Wenn du dich ruhig verhältst, wird dir nichts geschehen.«

Ob der oder die Unbekannte denselben Dialekt sprach wie er, wußte er natürlich nicht – auch nach dem begonnenen Rückzug der USA aus diesem leidvollen Krieg hielten sich noch viele Ausländer in diesem Gebiet auf, sogar einige Europäer.

Die morsche Tür zersplitterte unter Fußtritten. Mit gezückten Pistolen betraten drei Männer den halbdunklen Schuppen. Minhoai wußte, daß er ihnen nicht noch einmal entkommen würde. Erneut schloß er die Augen und wartete auf den Tod…

*

Der zweiundzwanzigjährige Dietrich Steiner wagte kaum zu atmen. Er hatte nur noch eine Kugel im Gewehr – zwei zuwenig für drei mit Handfeuerwaffen ausgestattete Soldaten des Vietnam Cong San – abgekürzt Vietcong. An ihren Uniformen erkannte er, daß es sich um südvietnamesische Kommunisten handelte, allerdings wußte die ganze Welt, daß die Nationale Befreiungsfront Südvietnams vom Norden unterstützt und gesteuert wurde.

Was jedoch nur wenigen bekannt war: Der gesamte Verlauf des Krieges wurde von einer ganz anderen Macht beeinflußt, deren Existenz die meisten Menschen nicht einmal erahnten. Nur vordergründig ging es in dieser jahrelangen blutigen Schlacht, die von allen gegnerischen Parteien mit äußerster Brutalität und Grausamkeit geführt wurde, um den Sturz eines diktatorischen Regimes. Die wahren Motive der Drahtzieher verbargen sich tief im Dunkel der Menschheitsgeschichte.

Dietrich war hierhergekommen, weil er es für seine heilige Pflicht hielt, jene geheimnisvolle Macht sowie diejenigen, die unter ihrem unheilvollen Einfluß standen, zu bekämpfen und in

ihre Schranken zu verweisen. Inzwischen bereute er seinen voreiligen Entschluß. Warum hatte er nicht auf seinen Vater gehört?

Eugen Steiner hatte seinem Sohn eindringlich klarzumachen versucht, daß er noch nicht soweit sei: »Du bist zu jung und unerfahren. Folge meinem Beispiel und lerne! Erst wenn du das *Phukor* bis in die letzten Fasern deiner Seele durchlebt hast und in der Lage bist, das Licht der Schwarzen Sonne zu erkennen, erst dann bist du reif für den Kampf gegen unseren schlimmsten Feind.«

Aber Dietrich hatte es abgelehnt, denselben Weg einzuschlagen wie sein Vater. *Agarthi* – das war nicht seine Welt. Die Vorstellung, drei Jahre wie ein Gefangener meterhohe dicke Mauern anzustarren, war ihm wenig erstrebenswert erschienen.

Nach Jasmins Verrat an ihrer beider Liebe – hatte sie ihn überhaupt je geliebt? – hatte er das Abenteuer gesucht und es hier im hart umkämpften Vietnam im Überfluß gefunden. Im Süden des Landes hatte er Seite an Seite mit seinem Vater und einheimischen Freiheitskämpfern gegen den Vietcong beziehungsweise dessen unsichtbare Hintermänner gekämpft. Die Truppe, der er angehörte, war nicht sonderlich groß, aber sehr schlagkräftig. Denn jeder ihrer Angehörigen stand für den anderen ein.

Und ich Feigling gehe bei der erstbesten Gelegenheit stiften, dachte er. *Ich sollte mich schämen.*

Genaugenommen gab es dazu keinen Grund. Dietrich Steiner hatte nicht feige die Flucht ergriffen. Während eines Nahkampfs unter heißer Sonne war er immer mehr von seiner Einheit abgedrängt worden. Als der Feind versucht hatte, ihn einzukesseln, war er ziellos durchs unebene Gelände geflohen. Was war ihm auch anderes übriggeblieben? Mit nur einer einzigen Kugel im Lauf hatte man kaum die Wahl.

Letztlich war es ihm mit etwas Geschick und sehr viel Glück gelungen, seine Häscher abzuschütteln. Hier in diesem abgelegenen Lagerschuppen war er dann allmählich zur Ruhe gekommen – bis plötzlich der Vietnamese aufgetaucht war, sich auf den Boden gesetzt und zu meditieren begonnen hatte…

Und jetzt sollte es diesem Mann ans Leben gehen. Drei Bewaffnete gegen einen Unbewaffneten – er hatte nicht die geringste Chance.

Leise schob Dietrich den Gewehrlauf durch eine Lücke zwischen den Kisten und visierte die drei Vietcong an. Einen von ihnen konnte er ausschalten, auf diese Entfernung war es nahezu unmöglich, danebenzuschießen. Aber was dann? Die anderen würden ihn sofort unter Beschuß nehmen – und wenn sie erst herausgefunden hatten, daß er nicht mehr zurückschießen konnte…

Dietrich schwitzte wie zehn fette Sumokämpfer, und er stank auch so. Lag es an der schwülen Hitze, die das am Südchinesischen Meer gelegene Land in ein übergroßes Gewächshaus verwandelte, oder war es sein Angstschweiß, der ihm in die Nase stieg?

Einer der drei Uniformierten war ein wahrer Koloß; in Deutschland hätte man ihn einen Kleiderschrank genannt. Der kahlköpfige Hüne mit den breiten Schultern schien nur aus Muskeln zu bestehen. Dietrich stufte ihn als den gefährlichsten Gegner ein und zog in Erwägung, ihm seine letzte Kugel zu spendieren…

… als plötzlich dessen Nebenmann seine Pistole auf die Schläfe des Sitzenden richtete.

Daß Dietrich den Abzug seines Gewehrs durchzog, geschah im Reflex.

Ein wehrloser Mensch war in Gefahr, da durfte er nicht länger zögern. Die Kugel jagte aus dem Lauf, begleitet von einem kurzen scharfen Knall. Auf der Brust des Pistolenschützen bildete sich ein roter Fleck. Mit verdutzter Miene sackte er in sich zusammen; er starb, ohne wirklich zu begreifen, was gerade passiert war.

In derselben Sekunde explodierte der am Boden sitzende Mann förmlich. Mit dem rechten Fuß trat er einem der beiden verbliebenen Gegner die Waffe aus der Hand. Dann sprang er blitzschnell auf, umschlang ihn mit den Armen und verpaßte ihm eine tödliche Liebkosung: Er brach ihm mit einem Ruck das Genick.

Nur der Hüne war noch übrig. Dietrich stürmte mit erhobenem Gewehrkolben aus seinem Versteck, fest entschlossen, ihm den häßlichen Schädel einzuschlagen. Gleichzeitig griff auch der Genickbrecher den Kahlköpfigen an.

Der erwies sich jedoch als ungeheuer reaktionsschnell und wendig. Mit einem donnernden Faustschlag streckte er den einen Angreifer nieder, richtete seine Pistole auf den anderen und drückte mehrmals ab.

Selbst wenn Steiner gewollt hätte, hätte er seinen hektischen, undurchdachten Angriff nicht mehr stoppen können, denn er hatte schon viel zuviel Schwung drauf. Dietrich lief mitten in die Salve hinein, die der Hüne auf ihn abfeuerte.

*

Wie ein wütender Stier stürmte Eugen Steiner in den Lagerschuppen und rammte dem hünenhaften Vietcong den Kopf in die Seite. Das Pistolenfeuer verstummte abrupt. Der große massige Mann wankte, stürzte aber nicht. Immerhin rutschte ihm die Waffe aus der Hand und fiel zu Boden. Eugen beförderte sie mit der Fußspitze in irgendeine dunkle Ecke.

Schockiert schaute der Vierundvierzigjährige zu seinem Sohn. Dietrich lag am Boden, mit dem Gesicht nach unten in einer Blutlache, die sich wie ein klebriger roter See auszubreiten begann. Anscheinend hatte der Schütze ganze Arbeit geleistet.

Für das Phukor *hättest du drei Jahre deines Lebens hergeben müssen, mein Junge,* dachte Eugen Steiner. *Drei Jahre nur, doch das hast du als zu großes Opfer empfunden. Schade, daß ich dich nicht noch einmal fragen kann. Deine Entscheidung würde jetzt sicherlich anders ausfallen.*

Wütend funkelte er den Hünen an. Beide Männer standen sich kampfbereit gegenüber, und jeder von ihnen war entschlossen, den anderen mit bloßen Händen umzubringen. Eine echte Chance, diesen Entschluß auch in die Tat umzusetzen, schien jedoch nur der Kahlköpfige zu haben, gegen den sich der schlaksige Eugen wie eine unterernährte Jammergestalt ausnahm.

Eugen Steiner war bewußt, daß sein kräftig gebauter Gegner alle Vorteile auf seiner Seite hatte. Keine sechzig Sekunden würde er im ehrlichen Zweikampf gegen ihn bestehen.

Es sei denn, es gelang ihm, seinen brodelnden Zorn zu bändigen und sich einzig und allein auf die bevorstehende Auseinandersetzung zu konzentrieren – wie er es im Kloster gelernt hatte…

Obwohl es ihm immens schwerfiel, das Bild seines Sohnes, der wenige Meter von ihm entfernt reglos und blutend am Boden lag, aus seinen Gedankenströmen zu verdrängen, wurde er innerlich allmählich ruhiger. Eugen komprimierte sämtliche Denkvorgänge und richtete seine gesamte Konzentration auf das aus, was er als nächstes zu tun beabsichtigte. Für wenige Augenblicke rückte der Krieg mit all seinen schrecklichen Auswirkungen in den Hintergrund seines Bewußtseins – und machte Platz für einen einzigen Gedanken: *Töte!*

Sein Gegner musterte ihn abfällig und knackte mit den Fingerknochen. »Das wird ein kurzer Kampf.«

Eugen nickte nur.

»Du bist kein Amerikaner, oder?« fragte ihn der Glatzköpfige in der Landessprache, die Steiner leidlich beherrschte. »Wo kommst du her? In welchen Teil der Welt soll ich deine gebrochenen Gebeine schicken?«

»Europa«, antwortete Eugen ihm knapp. »Deutschland.«

»Du bist Deutscher?« erwiderte der Große und machte eine Kopfbewegung zu Dietrich hin. »War das ein Landsmann von dir? Was habt ihr hier verloren? Wir befinden uns nicht im Krieg mit Deutschland.«

Eugen Steiner sah keinen Anlaß, ihm seine Anwesenheit zu erklären.

»Dann behältst du dein Geheimnis eben für dich«, sagte sein Gegenüber und kam langsam näher. »Du gehst in ein fremdes Land, mischst dich in Kämpfe ein, die dich im Grunde genommen gar nichts angehen – und du läßt hier nun dein Leben. Deshalb frage ich mich: Warum tust du das?«

Wie ein Derwisch wirbelte Eugen herum, drehte sich um die eigene Achse, sprang hoch in die Luft – er schien dort für einen

Moment regelrecht stillzustehen – und verpaßte seinem weitaus größeren Gegner einen tödlichen Tritt gegen die Stirn. Voller Staunen beobachtete der aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte Quang Minhoai, wie der schwere Hüne einem gefällten Baum gleich der Länge nach umfiel und auf den Holzfußboden krachte.

»Warum ich das tue?« erwiderte Eugen Steiner mit eisiger Miene, nachdem er wieder auf den Füßen stand. »Weil ich es kann.«

Kapitel 1

»Test. Test. Test.«

Thorsten Steiner sprach klar und deutlich ins Mikrophon seines Aufnahmegerätes. Anschließend aktivierte er die Rückspulfunktion und die Wiedergabetaste. Als aus dem externen Lautsprecher dreimal das Wort »Test« erklang, strahlte der Fünfundzwanzigjährige übers ganze Gesicht – er war ein bescheidener Mensch ohne große Ansprüche ans Leben, weshalb ihm zum Glücklichsein schon eine Kleinigkeit genügte.

Vor vier Wochen hatte das alte Tonbandgerät seinen Geist aufgegeben. Thorsten hatte daraufhin in Erwägung gezogen, sich ein neues zuzulegen, doch es gab nirgendwo mehr solche gute deutsche Wertarbeit zu kaufen. Und mit den anfälligen Kassettenrecordern hatte er sich noch nie anfreunden können.

Inzwischen war es ihm gelungen, über private Kleinanzeigen Ersatzteile und sogar eine Zehnerriege Leerbänder aufzutreiben.

Bereits um vier Uhr in der Frühe hatte er sich heute in den kleinen muffigen Kellerraum begeben, den er stolz als »Tonstudio« bezeichnete. Das war maßlos übertrieben, denn es gab hier unten lediglich ein Wandregal mit Büchern und Bändern sowie eine Musiktruhe mit integriertem Tonbandgerät – und natürlich einen bequemen Sessel mit Beistelltisch, zum Lesen, Zuhören oder einfach nur zum Ausruhen.

Dies war sein Reich. Seine dreiundvierzigjährige Mutter, mit der er im Erdgeschoß des mehrstöckigen Hauses in einer gemeinsamen Mietwohnung lebte, kam nie hier herunter, nicht einmal zum Saubermachen. Das war ihm nur recht, es wäre ihm peinlich gewesen, hätte sie zufällig etwas sehr Privates entdeckt, das er sorgfältig vor ihr verbarg.

Sein Tagebuch.

Genaugenommen war es kein Buch, vielmehr ein Tonbandprotokoll, und er führte es auch nicht tageweise, sondern immer dann, wenn er das Bedürfnis verspürte, sich seinen Frust von der Seele zu reden.

Meist setzte er sich am Wochenende vors Mikrophon, um die vergangenen fünf, sechs Tage Revue passieren zu lassen. Diesmal hatte er fast einen Monat lang warten müssen – vier Wochen, in denen sich so einiges in ihm aufgestaut hatte.

Thorsten Steiner blickte auf seine Armbanduhr und schaltete die Aufnahmefunktion ein.

»Duisburg, Freitag, der…«

*

»Duisburg, Freitag, der 15. Mai 1998, sechs Uhr morgens.

Meine ursprüngliche Befürchtung, die Reparatur des Tonbandgerätes könnte sich tagelang hinziehen, hat sich glücklicherweise nicht bewahrheitet. Ich brauchte nur knapp zwei Stunden, um den ›historischen‹ Apparat wieder in Gang zu bringen. Somit habe ich noch ein wenig Zeit, bis ich zur Arbeit fahren muß – Unterrichtsbeginn ist um Viertel vor acht, wie an allen Hauptschulen im Ruhrgebiet.

Und nicht nur dort. Hierzulande fängt der Unterricht an sämtlichen Schulen um diese unchristliche Zeit an, das gilt auch für höhere Lehrinstitute. Gibt es eigentlich eine Studie darüber, warum das so ist? Um 7 Uhr 45 befindet sich das Gehirn eines Kindes oder Jugendlichen doch noch gar nicht im Zustand der Aufnahmefähigkeit – zumindest trifft das auf jene Schulklasse zu, die ich seit einiger Zeit unterrichte. Vielleicht sollte ich dem Kultusministerium vorschlagen, allerorten erst gegen neun Uhr mit dem Lernen zu beginnen.

Andererseits: Selbst um zehn Uhr wirken die meisten meiner Schüler noch ziemlich schläfrig. So richtig munter werden sie wohl erst am Abend. Sie treiben sich auf den Straßen herum, lassen sich vollaufen, und morgens haben sie dann ›keinen Bock auf Schule‹, wie sie es nennen. Ich hasse es, mir vorn an der Tafel den Mund fusselig zu reden, und kein Aas hört mir zu!

Hoppla, da gehen wohl gerade die Pferde mit mir durch! So drastisch wollte ich das eigentlich nicht formulieren. Schließlich bin ich Lehrer geworden, um den Nachwuchs aufs Leben vorzubereiten und nicht, um mich mit ihm herumzustreiten.

Der Schulpsychologe rät, insbesondere im Umgang mit Jugendlichen viel Geduld aufzubringen. Leichter gesagt als getan. Von den 36 Schülern meiner Klasse beteiligen sich bestenfalls sechs aktiv am Unterricht. Alle übrigen arbeiten nur gelegentlich mit, damit ihre Noten nicht allzu schlecht ausfallen – und manch einem Störenfried ist sogar das egal. Na ja, vielleicht legt sich das mit der Zeit, wenn ich etwas mehr Berufserfahrung gesammelt habe.

In unserem Lehrerteam bin ich der Jüngste, sozusagen der Benjamin. Hätte ich meinen Wehrdienst ableisten und erst danach mit dem Studium beginnen können, wäre ich erst sehr viel später in den zweifelhaften Genuß gekommen, eine neunte Hauptschulklasse zu unterrichten. Seltsamerweise hat man mich bei der Musterung für untauglich erklärt. Zugegeben, sonderlich sportlich war ich nie, aber doch stets kerngesund. Außerdem verfüge ich über eine gute Allgemeinbildung. Aber das genügte der Musterungskommission offenbar nicht.

Ist schon merkwürdig. Seit wann stellt man bei der Bundeswehr derart hohe Ansprüche an Wehrpflichtige? Bisher reichte es aus, wenn man trinkfest genug war – habe ich jedenfalls gehört.

Manchmal habe ich den Eindruck, meine Schüler nehmen mich nicht für voll.

Allein an meiner Unerfahrenheit kann das eigentlich nicht liegen, denn auch einige meiner älteren Kollegen haben mit Autoritätsverlust zu kämpfen – zum Beispiel Gerloff, unser Deutschlehrer. Neulich brachten ihn meine Schüler durch gezielte Störungen derart in Rage, daß er mitten in der Stunde das Klassenzimmer verließ.

In einem späteren Gespräch warf er den Kindern Respektlosigkeit und Rabaukentum vor und schob das auf den hohen Anteil von Ausländern in meiner Klasse. Es gäbe dort nur zwei Deutsche, kritisierte er.

Das konnte ich natürlich nicht unwidersprochen so stehenlassen, und ich machte ihn darauf aufmerksam, daß nicht jeder Schüler südländischer Herkunft zwangsläufig ein Ausländer ist. Viele von ihnen wurden hier in Deutschland geboren und besitzen einen deutschen Paß.

Und weil ich gerade so schön in Fahrt war, wies ich ihn darauf hin, daß die Bezeichnung ›Ausländer‹ diskriminierend und nicht mehr zeitgemäß sei. Schließlich gäbe es inzwischen korrektere Ausdrucksformen, das müsse er als Deutschlehrer eigentlich wissen.

›Es schadet nichts, ab und zu mal ein Wörterbuch aufzuschlagen‹, spöttelte er daraufhin. ›Ausländer ist ein völlig normaler Begriff, der nur aufgrund politischer Überkorrektheit in Verruf geraten ist. Wenn Sie im Urlaub in die Schweiz fahren, sind Sie ebenfalls Ausländer, Herr Steiner. Und? Fühlen Sie sich deshalb diskriminiert?‹

Ehrlich gesagt, an manchen Tagen weiß ich nicht, was mich mehr nervt: meine spitzfindigen Kollegen, meine ungehörigen Schüler – oder meine leisetretende Mutter, die sich mangels eigener sinnvoller Beschäftigung brennend für meinen beruflichen Alltag interessiert.

Nach Feierabend muß ich ihr jedes Vorkommnis in der Schule haarklein berichten.

Das wäre nur halb so schlimm, würde sie mich nicht laufend mit überflüssigen Ratschlägen und mütterlichen Vorwürfen eindecken. Ständig weiß sie alles besser. Offensichtlich sorgt sie sich mehr um meine schulische Karriere als ich.

Ihr Lieblingsratschlag an mich lautet: ›Nur nicht auffallen.‹

Ihrer Ansicht nach bringt es nur derjenige im Leben weiter, der seinen Mund nicht zu weit aufreißt und sich wie ein Chamäleon den jeweiligen Gegebenheiten anpaßt. In ihrer Vorstellung sieht sie mich bereits im Sessel eines Schulrats sitzen. Mitunter frage ich mich, was ihr mehr am Herzen liegt – mein berufliches Fortkommen oder meine steigenden Bezüge.

Finanziell kann sie keine großen Sprünge machen, weshalb ich ihr selbstverständlich unter die Arme greife. An den Bettelstab kommen würde sie allerdings auch ohne meine Zuwendun-

gen nicht, immerhin erhält sie regelmäßige Geldüberweisungen von…

Ja, von wem eigentlich? Ich nehme an, von meinem Vater, aber ganz sicher bin ich mir nicht.

Er ließ meine Mutter im Stich, als sie schwanger war – so hat sie es mir erzählt. Sie waren zwar verheiratet, doch bevor ich zur Welt kam, verschwand er spurlos. Sie kam arglos von einem Einkaufsbummel heim, und er war nicht mehr da. Es fehlten ein Koffer, mehrere Kleidungsstücke und einige seiner persönlichen Sachen. Da wußte sie, daß er sie für immer verlassen hatte.

Wie kann man eine blutjunge Frau schwängern und sich dann mit unbekanntem Ziel absetzen? Mein Vater ist ein Mistkerl! In all den Jahren hätte er ruhig einmal versuchen können, Kontakt mit mir aufzunehmen.

Immerhin überweist er Mama monatlich Geld, so daß sie ihr Auskommen hat und mich großziehen konnte. Die Überweisungen erfolgten anfangs von verschiedenen Orten aus, anscheinend zog er unstet von Stadt zu Stadt und arbeitete mal hier, mal da.

Nachdem ich mein erstes Lebensjahr vollendet hatte, setzten die Zahlungen für eine Weile aus. Doch schon bald wurden sie fortgesetzt, in einer etwas bescheideneren, dafür aber konstanten Höhe, die sich stets der Inflation anpaßte. Absender war ein Rechtsanwalt aus Essen, der über den Aufenthaltsort meines Vaters keine näheren Auskünfte gab.

Als ich meine Stelle als Lehrer bekam, wurde der Unterhalt meiner Mutter entsprechend gekürzt. Sie regte sich furchtbar darüber auf, setzte sich mit der zuständigen Kanzlei in Verbindung, drohte mit einer Klage und verlangte, meinen Vater zu sprechen. Man ließ sie sauber abblitzen. Der Anwalt teilte ihr mit, seinen Klienten nie zu Gesicht bekommen zu haben. Angeblich wurde alles über das Sekretariat einer Organisation abgewickelt, die namentlich nicht genannt werden wollte.

Meiner Mutter wurde abgeraten, juristische Maßnahmen zu ergreifen, weil ihr das Gericht mit Sicherheit weitaus weniger Unterhalt zusprechen würde angesichts der Tatsache, daß ich noch immer bei ihr wohnte und sie finanziell unterstützte. Als

sie mir davon erzählte, war ich erstaunt, wie gut jene Kanzlei über unsere persönlichen Verhältnisse informiert war.

Inzwischen hat sich meine Mutter mit der neuen Situation abgefunden. Das geht bei ihr schnell. Sie besteht jetzt nicht mehr darauf, mit meinem Vater persönlich in Kontakt zu treten, denn im Grunde genommen ist es ihr egal, woher das Geld kommt, Hauptsache, es kommt überhaupt.

Eine Zeitlang habe ich eigene Nachforschungen angestellt, die jedoch im Sande verliefen. Mittlerweile sehe ich das genauso pragmatisch wie Mama:

Wenn mein Vater nichts mit uns zu schaffen haben will, soll er eben bleiben, wo der Pfeffer wächst.

Verflixt, was mache ich hier eigentlich? Ich verschwende wertvolle Zeit und teures Magnetband für nutzloses Geschwätz; dabei wollte ich doch die Tagebucheintragungen der letzten vier Wochen nachholen.

Das verschiebe ich auf später. Es ist höchste Zeit, daß ich mich auf den Weg zur Arbeit mache. Auch wenn ich das Verhalten meiner Schüler nicht immer billige, so brauchen sie mich doch – schließlich bin ich als Lehrer so etwas wie ihr Leitwolf.«

*

Als Thorsten Steiner die Autoschlüssel aus der Wohnung holte, war seine Mutter aufgewacht.

»Du gehst ohne Frühstück zur Arbeit?« fragte sie ihn mit mütterlich-mahnendem Unterton.

»Ich kaufe mir unterwegs etwas beim Bäcker«, entgegnete er und verabschiedete sich mit einem flüchtigen Kuß auf die Wange von ihr.

Lächelnd schaute Jasmin Neidenberger-Steiner durch die Fensterscheibe dem davonfahrenden Auto ihres Sohnes hinterher. Thorsten war fünfundzwanzig, doch für sie würde er immer der kleine Junge bleiben, den sie im Kreissaal als rotgesichtiges, schreiendes Menschenbündel auf die Welt gebracht hatte.

Nicht nur das Baby hatte damals geschrien – das Brüllen der Mutter hatte man bis in den Keller der Klinik gehört. Jasmin

verstand Frauen nicht, die mit verklärter Miene behaupteten, die Geburt ihres Kindes sei der schönste Moment ihres Lebens gewesen. Diese tumben Gebärmaschinen hatten entweder ein schlechtes Gedächtnis, oder sie logen so dreist, daß sich die Balken bogen. Die Entbindung war das Widerlichste, das Jasmin jemals im Leben zugestoßen war…

Dietrich Steiner und sie hatten sich einst in einer Bar kennengelernt und waren ein paarmal miteinander ins Bett gegangen. In dieser Zeit war ihr bewußt geworden, daß sie weder ihm noch seinen Zärtlichkeiten etwas abgewinnen konnte. Sie liebte ihn nicht, und ebensowenig liebte sie es, von einem Mann intim berührt zu werden.

Anfangs hatte Jasmin geglaubt, sie wäre vielleicht auf Frauen gepolt, doch allein der Gedanke an gleichgeschlechtliche Liebe erzeugte Brechreiz in ihr. Schließlich begriff sie, daß sie beim Sex schlichtweg nichts empfand – so einfach war das.

Als Dietrich erfuhr, daß sie schwanger war, hatte er Blumen gekauft, sich vor sie hingekniet und seinen Heiratsantrag in Versform formuliert. Er hatte ihr hoch und heilig versprochen, sie noch vor der Geburt des Babys zu ehelichen und eine ehrbare Frau aus ihr zu machen – er hatte ein Faible für traditionelle, aus der Mode gekommene Rituale.

Selbstverständlich hatte ihn Jasmin offen und ehrlich von ihrer Asexualität in Kenntnis gesetzt – aber erst, nachdem sie beim Standesamt gewesen waren, in der Hochzeitsnacht. Zu diesem Zeitpunkt war sie im vierten Monat.

Sie hatte ihren frischgebackenen Ehemann nicht ins Bett gelassen und ihn aufgefordert, auf der Couch im Wohnzimmer zu schlafen.

»Heißt das, du… du willst von nun an gar nichts mehr von mir?« hatte Dietrich fassungslos gestammelt, der wenige Wochen zuvor einundzwanzig geworden war.

»Und ob ich etwas von dir will«, antwortete sie ihm schnippisch. »Geh arbeiten und versorge mich! Mich und das Kind! Das ist nur recht und billig, schließlich bist du derjenige, der mich geschwängert hat.«

Und dann war der furchtbarste Tag ihres Lebens gekommen!

Bei der Einlieferung in die Klinik kam sich die Achtzehnjährige wie eine fette Raupe kurz vor der Verpuppung vor, und als die Wehen einsetzten, fühlte sich ihr Bauch an, als würde er jeden Moment von innen heraus aufreißen, so wie eine schlecht verarbeitete Hosennaht, die sich über einem dicken Hintern spannte. Der Schmerz zog sich über endlose Stunden hin, und es floß sehr viel Blut.

Am nächsten Morgen schwor sie sich, so etwas Schreckliches nie, nie mehr durchzumachen!

Daß Thorstens Vater sie noch vor der Geburt verlassen hatte, belastete Jasmin seelisch nicht im geringsten, sie hatte es ja so gewollt. Während der Entbindung hatte sie sich jedoch gewünscht, ihn an ihrer Seite zu haben – nicht zum Händchenhalten, sondern damit er sah, was er mit ihr angerichtet hatte. Für ihn war es ein Spaß gewesen, sein Ding in sie hineinzustecken und sich in ihr zu ergießen – aber die schmerzvollen Konsequenzen hatte sie allein tragen müssen.

Aus Angst vor einer erneuten Schwangerschaft nahm Jasmin seither regelmäßig die Pille, obwohl sie nur in Ausnahmefällen Geschlechtsverkehr hatte.

Kurt, an seinen Nachnamen erinnerte sie sich nicht mehr, war eine solche Ausnahme gewesen. Im Kreiswehrersatzamt hatte er das Sagen gehabt. Jasmin, heute wie damals eine attraktive Frau mit einem flotten dunklen Kurzhaarschnitt, hatte ihn gebeten, ihren Sohn Thorsten als untauglich einzustufen. Kurt hatte ihr die Bitte erfüllt und war dafür von ihr mit körperlicher Zuneigung belohnt worden.

Für Jasmin Neidenberger-Steiner war Sex nicht grundsätzlich widerwärtig, sie fühlte nur nichts dabei. Daß sie ihren Körper ab und zu als Mittel zum Zweck einsetzte, war für sie ein ganz natürlicher Vorgang wie Staubwischen oder die Treppe bohnern. Manchmal mußte man halt auch lästige Arbeit verrichten.

Es war ein unvorstellbarer Schrecken für sie gewesen, ihren Sohn, ihr Einundalles, zu verlieren. Deshalb durfte er auf keinen Fall zur Bundeswehr, denn dort wäre er ihrer Kontrolle entzogen gewesen. Aus ihrem Kind, das sie formen und beeinflussen konnte, wäre ein selbständiger Mann geworden.

Das hatte sie nicht zulassen können. Das hatte sie verhindern müssen. Das war ein Ziel gewesen, für dessen Erreichen es sich gelohnt hatte, die Beine breit zu machen.

Nachdem Thorsten zur Schule gefahren war, betrachtete sich die Dreiundvierzigjährige in der Diele ihrer Wohnung nachdenklich im Spiegel. Noch hatte sie Schlag bei den Männern, trotz ihrer mittlerweile nachgefärbten Haare und überschminkten ersten Falten. Aber wie würde es in ein paar Jahren um ihre Attraktivität bestellt sein? Sollte sie der Natur freien Lauf lassen, oder war es besser, sich rechtzeitig einem Schönheitschirurgen zuzuwenden?

Über die Bezahlung des Mediziners machte sie sich keine Sorgen. Erst würde er an ihr herumschnipseln dürfen, danach würde sie ihm dann erlauben, sich an seinem Kunstwerk zu erfreuen.

Jasmin kleidete sich an, nahm den Zweitschlüssel zu Thorstens privatem Kellerdomizil aus der Kommodenschublade und begab sich die Treppe hinunter. Sie war schon gespannt, welche Geheimnisse ihr Sohn diesmal seinem Tonbandtagebuch anvertraut hatte.

*

»Sie rauchen zuviel, Herr Kollege!« Horst Brecht betrat den »verbotenen Bereich«, wie die Raucherecke unter der Treppe zum Dachboden des Schulgebäudes genannt wurde, und schaute Thorsten Steiner vorwurfsvoll an. »Im übrigen wurden Sie zur Pausenaufsicht eingeteilt, schon vergessen? Gerloff und Schmidt sind bereits draußen. Es ist unsozial und unsolidarisch, sie die ganze Arbeit allein machen zu lassen.«

»Ich weiß, ich weiß«, entgegnete Thorsten, nahm noch rasch einen Zug und trat dann die Kippe aus.

Anschließend hob er sie auf und steckte sie in seine Jackentasche. Wer hier heimlich blauen Dunst erzeugte, legte keinen Wert darauf, verräterische Spuren zu hinterlassen. Auf dem gesamten Schulgelände herrschte striktes Rauchverbot. Daraufhin hatte sich die Dachbodentreppe zum geheimen Treffpunkt der

Tabakfreunde entwickelt. Dummerweise wußten auch geschwätzige Nichtraucher wie Brecht davon, so daß es wohl nur noch eine Frage der Zeit war, bis auch hier regelmäßige Kontrollen durchgeführt wurden.

»Ich bin ein wenig durch den Wind und wollte vor der großen Pause auf die Schnelle eine durchziehen«, erklärte Steiner, obwohl er seinem zwanzig Jahre älteren Kollegen keine Rechenschaft schuldig war. »Einer meiner Schüler hat mich fast zur Weißglut gebracht. Ich muß endlich lernen, gelassener zu werden und mich nicht provozieren zu lassen.«

»Sind Sie schon mal auf den Gedanken gekommen, daß nicht Ihre Schüler, sondern Sie selbst schuld an Ihrer Misere sind?« erwiderte Brecht, der einen knallgelben Trainingsanzug trug, mit verächtlichem Unterton. »Schauen Sie sich doch einmal selbstkritisch an: groß, schlank, blond, blauäugig, konservative Kleidung – wie ein Bilderbuch-Arier aus einem billigen Faschistencomic. In den Augen Ihrer überwiegend zugewanderten Schüler sind Sie vermutlich eine lebende Provokation auf zwei Beinen. Tut mir leid, daß ich so offen bin, aber einer mußte es Ihnen ja sagen.«

Sonst noch was? entgegnete Thorsten ärgerlich in Gedanken. *Muß ich mich jetzt in meinem eigenen Land schon für mein Aussehen entschuldigen? Was kommt als nächstes? Eine staatliche Verordnung, daß Männer mit blauen Augen und blonden Haaren Kontaktlinsen und Perücken tragen sollen? Gilt das dann nur fürs männliche Geschlecht, oder werden auch alle betroffenen Frauen verunstaltet? Das wäre wirklich schade, denn zufällig stehe ich auf rassige Weiber mit herrlich langen blonden Haaren und strahlendblauen Augen!*

Er wagte es nicht, seinen stillen Protest in Worte zu fassen. Brecht, der aus den neuen Bundesländern stammte, war Sportlehrer und überaus aggressiv. Man sagte ihm nach, er habe sich vor dem Fall der Mauer in der »DDR« eifrig als Denunziant betätigt. Die heimlichen Raucher beim Schuldirektor anzuschwärzen war bestimmt eine seiner leichtesten Übungen, und Thorsten konnte eine Abmahnung so gut gebrauchen wie eine tödliche Krankheit.

Nur nicht auffallen!

Schweigend verließ Steiner den Vorraum. Es wurmte ihn, daß er zu feige war, sich gegen Brechts hinterhältige Sprücheklopferei zu wehren. Aber wie sollte er gegen eine Person wie ihn ankommen, wenn er es nicht einmal schaffte, seine Schüler zurechtzuweisen?

Kemal hieß der Junge, der ihn vor der gesamten Klasse blamiert hatte. Steiner hatte ihm seinen mehrseitigen Mathematiktest zurückgegeben, versehen mit einer glatten Fünf. Der türkischstämmige Jugendliche, der auch sonst recht stämmig war, hatte den Lehrer verächtlich angesehen und dann jede Seite in dem Klassenarbeitsheft langsam zerrissen.

»Davon werden deine Noten auch nicht besser«, hatte Thorsten ihn ermahnt, und Kemal hatte desinteressiert geantwortet: »Mein Vater sagt, auf dem Bau braucht man den ganzen Zahlenkram nicht.«

Steiner hatte geduldig versucht, ihm zu erklären, daß sich die Zeiten änderten und es auf Baustellen inzwischen nicht mehr genügte, wenn man Steine schleppen und Bier holen konnte. »Heutzutage werden höhere Anforderungen gestellt. Eine gute Ausbildung ist für jeden Beruf die unbedingte Voraussetzung.« Kemal hatte ihm nicht zugehört und statt dessen seine Papierfetzen wie Konfetti in die Luft geworfen.

Steiner war sich völlig hilflos vorgekommen. Daß es Lehrern verboten war, ihre Schüler wie zu früheren Zeiten körperlich zu züchtigen, befürwortete er – doch als ihn Kemal nach seiner kleinen Schaueinlage breit und frech angegrinst hatte, hatte es Thorsten merklich in den Fingern gejuckt.

Einige Schüler hatten gelacht, und zwei von ihnen, Jannis und Ammar, hatten Kemal anerkennend auf die Schultern geklopft.

Wann immer in einem Land unterschiedliche Kulturen zu dicht beieinander wohnten, kam es früher oder später zu Auseinandersetzungen. Und brachte man Asylantragsteller verschiedener Glaubensrichtungen im gleichen Haus unter, in der Hoffnung, daß sie sich wenigstens für einen begrenzten Zeitraum vertragen würden – schließlich hatte jeder von ihnen seiner Heimat den Rücken gekehrt, um anderswo zu leben, das

sollte sie eigentlich alle verbinden –, waren gewalttätige Ausschreitungen bereits vorprogrammiert.

Doch es ging auch anders: An einer Hauptschule in Duisburg propagierten ein Türke, ein Grieche und ein Marokkaner den für sie idealen multikulturellen Zusammenhalt. Zu Thorsten Steiners Leidwesen gehörten Kemal, Jannis und Ammar ausgerechnet seiner Klasse an, und bei ihren gemeinsamen Aktionen war noch nie etwas Gescheites herausgekommen.

Erst kürzlich hatte man sie in einem Kaufhaus beim Ladendiebstahl erwischt: Einer stand Schmiere, einer lenkte die Verkäuferin ab, und einer ließ die Ware in seiner Schultasche verschwinden. Auf der Toilette hatten sie dann die Sicherungsetiketten entfernt.

Lange hatten sie sich allerdings nicht an ihrer Beute erfreuen können. Der Hausdetektiv hatte sie beobachtet und umgehend die Polizei alarmiert. Beim Verlassen des Kaufhauses waren sie festgenommen worden.

Als Thorsten den Schulhof betrat, beobachtete er das internationale Trio, wie es sich in die äußerste Ecke des Geländes zurückzog. Ihm fiel auf, daß sie jemanden in ihre Mitte genommen hatten: Armin Herborn. Der schmächtige Junge gehörte ebenfalls zu Steiners Klasse und galt bei seinen Mitschülern als Streber. Das war jedoch übertrieben, fast schon eine Schmeichelei; zwar arbeitete Armin im Unterricht gut mit, doch seine schulischen Leistungen konnte man bestenfalls als durchschnittlich bezeichnen.

In einiger Entfernung vom Schulgebäude blieben die vier Jugendlichen stehen. Armin wurde von den anderen umringt. Nichts Gutes ahnend ging ihr Klassenlehrer näher heran.

Sein Argwohn war gerechtfertigt. Ammar, Kemal und Jannis zwangen ihren unfreiwilligen Begleiter, seine »Sneakers« genannten teuren Turnschuhe auszuziehen und ihnen zu übergeben. »Abziehen« hieß das im Halbstarkenjargon.

Das Gesetz bezeichnete so ein Vorgehen als Raub.

Jetzt bot sich ihm die Möglichkeit, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Zum einen konnte er endlich allen – und sich selbst! – beweisen, daß auch er mutig und durchsetzungs-

fähig war, zum anderen würde er seine drei schlimmsten Plagegeister auf einen Schlag loswerden. Nach diesem Verbrechen würde man das Trio endlich der Schule verweisen.

»Jetzt seid ihr zu weit gegangen!« herrschte Thorsten Steiner die drei an. »Ihr kommt sofort mit zum Direktor. Von seinem Büro aus werden wir eure Eltern anrufen – und die Polizei!«

Armin, der an den Füßen nur noch seine Strümpfe trug, machte ein erleichtertes Gesicht. Seine Schuhe hielt Kemal in der Hand.

»Es ist nicht so, wie es aussieht«, behauptete der Türke dreist. »Achim und ich haben nur getauscht – ein paar Sammelbildchen gegen seine ausgelatschten Treter.«

»Ich heiße Armin!« verbesserte ihn der Junge, fest entschlossen, sich nicht länger einschüchtern zu lassen; er vertraute jetzt auf die Hilfe des Erwachsenen. »Das war kein Tausch, sondern Diebstahl! Die Schuhe sind nagelneu, mein Vater hat sie mir geschenkt.«

»Mein Vater schenkt mir nie neue Schuhe«, bemerkte Ammar leise. »Meistens trage ich die Sachen meines großen Bruders auf.«

Für einen Moment tat Thorsten der junge Marokkaner leid. Er schaute ihn mitleidig an und war kurz abgelenkt.

Als er feststellte, daß er Jannis aus dem Blickfeld verloren hatte, war es schon zu spät. Der Grieche befand sich hinter ihm und verpaßte ihm einen harten Faustschlag in die Nieren…

*

Man konnte Thorsten Steiner vieles nachsagen, beispielsweise daß er ein Schwächling war, ein typischer Jasager, der sich nur im stillen aufzulehnen wagte, ein Übervorsichtiger, der nirgends anecken wollte. Aber selbst in schwierigen Lebenssituationen stand er immer fest mit beiden Beinen auf der Erde. Er wußte, wann er gewonnen und wann er verloren hatte. An höhere Mächte, die in größter Not eingriffen, um in letzter Sekunde eine überraschende Wendung herbeizuführen, hatte er nie geglaubt.

Auch als ihn Kemal, Jannis und Ammar in die Zange nahmen und ihn mit der kriminellen Energie von Profikillern zusammenschlugen, erwartete er kein Wunder. Aber zumindest rechnete er damit, daß seine beiden Kollegen von der Pausenaufsicht herbeieilen würden.

Von Gerloff und Schmidt war jedoch weit und breit nichts zu sehen. Sie hatten sich vom Schulhof zurückgezogen und taten so, als hätten sie den Vorfall nicht bemerkt. Einmischung bedeutete Ärger, und den wollten sie nicht heraufbeschwören.

Auch Thorsten wollte keine Schwierigkeiten bekommen. Ein deutscher Lehrer, der sich mit Schülern ausländischer Herkunft prügelte, war für alle Zeit als unbeherrschter Kinderschläger und Rassist gebrandmarkt. Darum wagte er es nicht, sich massiv zur Wehr zu setzen und beschränkte sich auf Abwehrbewegungen wie das Hochreißen der Arme oder das Einziehen des Kopfes.

Ob es ihm viel genutzt hätte, zurückzuschlagen, durfte ohnehin bezweifelt werden. Die jugendlichen Verbrecher ließen ihm nicht den Hauch einer Chance; Kemal setzte sogar einen Schlagring ein. Die Passivität ihres Opfers stachelte sie noch zusätzlich an. Selbst als Thorsten auf dem Boden lag, ließen sie nicht von ihm ab und traten ihm in die Rippen und gegen den Kopf.

Kurz bevor Thorsten Steiner bewußtlos wurde, sah er in einiger Entfernung die Umrisse einer Gestalt, die am Fenster des Lehrerzimmers stand und ungerührt zuschaute, wie er von den dreien fertiggemacht wurde. Der Beobachter trug etwas Knallgelbes am Körper – Brecht, der Sportlehrer. Warum griff er nicht ein oder telefonierte wenigstens mit der Polizei?

Und mich beschimpft dieses feige Schwein als unsozial und unsolidarisch, dachte Thorsten noch, bevor es Nacht um ihn wurde.

Menschen schlugen mich nieder;
dann wahrnehmend,
daß ich nur ein reiner Narr war,
ließen sie mich gehen.
So und nicht anders
kam ich zum Tempel des Grals.

(Aleister Crowley)

Kapitel 2

In der chirurgischen Abteilung der Uniklinik Düsseldorf kam Thorsten Steiner wieder zu sich. In seinem Kopf hämmerte es wie in einer Schmiede, und um seinen Brustkorb hatte man einen dicken Verband gewickelt. Am Hinterkopf und im Gesicht erfühlte er mehrere Pflaster. Außerdem war seine Oberlippe angeschwollen und schmerzte höllisch.

Mit der Zunge tastete er seinen Mundraum ab. Offensichtlich verfügte er noch über alle Zähne.

Ein Arzt trat an sein Bett und schaute in die Krankenakte. »Sie haben großes Glück gehabt, Herr Steiner.«

»Das nennen Sie Glück?« krächzte Thorsten heiser. »Ich fühle mich wie durch den Wolf gedreht.«

»Es hätte schlimmer kommen können«, erwiderte der Doktor. »Sie haben zwar einige böse Quetschungen erlitten, doch glücklicherweise keine lebensbedrohlichen inneren Verletzungen. Die Rippenbrüche sind sicherlich schmerzhaft, aber die Knochen werden wieder zusammenwachsen. Auch sonst dürfte alles ohne Komplikationen ausheilen. Man hat Sie übel zugerichtet, doch diese Klinik hat schon Schrecklicheres gesehen, glauben Sie mir.«

Ein Kreislaufzusammenbruch beendete das Gespräch vorzeitig.

Als Thorsten zum zweitenmal auf der Intensivstation erwachte, saß seine Mutter an seinem Bett. Sie trug einen hellblauen Schutzkittel, eine weiße Gazemaske und hatte verweinte rote Augen.

»Wie konntest du mir das nur antun?« schluchzte sie, während sie nach der Schwester läutete. »Weißt du, was ich deinetwegen durchlitten habe?«

Du? antwortete er ihr auf seine laut- und protestlose Art. *Wer von uns beiden wurde denn zusammengeschlagen?*

»Du kannst froh sein, daß ein Anwohner der Schule deine Schreie gehört und die Polizei alarmiert hat«, fuhr sie fort, »sonst hätte man dich totgeschlagen. Von deinen Kollegen hat leider niemand den Vorfall bemerkt.«

Thorsten konnte sich nur dunkel daran erinnern, daß er um Hilfe gerufen hatte.

»Wieso hast du dich leichtsinnig in eine solche Gefahr begeben?« fragte Jasmin Neidenberger-Steiner ihren Sohn vorwurfsvoll.

»Hätte ich tatenlos zusehen sollen, wie sie den Jungen ausrauben?« stellte Thorsten ihr mit kaum hörbarer Stimme die Gegenfrage.

»Niemand sollte ausgeraubt werden«, widersprach ihm die Mutter. »Die drei haben sich nur einen derben Spaß gegönnt, so wie Kinder in diesem Alter nun einmal sind.

Erst dein provokanter Auftritt ließ die Situation eskalieren. Die Jungs fühlten sich angegriffen und setzten sich zur Wehr. Zugegeben, sie hätten nicht dermaßen durchdrehen dürfen, das war nicht in Ordnung, aber hättest du dich um deine eigenen Angelegenheiten gekümmert, hätten sie sich keinen Ärger mit der Justiz eingehandelt.

Deinetwegen sollen sie sogar von der Schule gewiesen werden.

Dabei tut es ihnen inzwischen leid, sagt ihr Anwalt, und…«

Die Schwester kam herein, mit dem Arzt im Schlepptau. Daraufhin brach Jasmin ihren Redefluß ab, wofür Thorsten den beiden sehr dankbar war.

Nach einer kurzen Untersuchung verabreichte man ihm ein Medikament.

»Das wird Ihnen die schlimmsten Schmerzen nehmen und beim Einschlafen helfen«, erklärte ihm der Doktor. »Auch wenn Ihre Lage augenblicklich nicht rosig aussieht: In ein paar Wochen können Sie Steptanzen.«

»Darauf freue ich mich schon«, entgegnete der Mann im Bett leise, »das konnte ich bisher nämlich nicht.«

»Er soll noch Wochen hierbleiben?« entrüstete sich Jasmin. »Und was wird aus mir? Ich brauche seine Unterstützung daheim. Die Nachbarn im Haus reden bereits über…«

Thorsten winkte den Arzt heran, der sich zu ihm herabbeugte, so daß er ihm etwas ins Ohr flüstern konnte.

»Selbstverständlich nehme ich Ihre Mutter mit«, erwiderte der Doktor und wandte sich der redseligen Besucherin zu. »Der Patient braucht jetzt unbedingte Ruhe, Frau Steiner, bitte kommen Sie mit.«

Ausnahmsweise befolgte Jasmin diese Anordnung, ohne zu protestieren. Vor Ärzten hatte sie den größten Respekt, sie widersprach keinem »Halbgott in Weiß«.

*

Es war mitten in der Nacht, als Thorsten Steiner das nächste Mal erwachte. Die Wirkung des Schlafmittels ließ allmählich nach, und erneut breitete sich der Schmerz in seinem Körper aus.

Die drei Schläger hatten offenbar genau gewußt, wo sie hintreten mußten, damit es stark und lange schmerzte.

Der Patient öffnete die Augen. Aufgrund der betäubenden Wirkung der Medikamente nahm er seine Umgebung zunächst nur wie durch einen wabernden Schleier wahr.

Im schwachen Schein des Notlichts, das auf der Intensivstation die ganze Nacht über eingeschaltet war, erblickte er eine Gestalt.

Jemand stand an seinem Bett.

Mama! schoß es Thorsten durch den Kopf. *Warum geht sie nicht endlich heim?*

Erst bei näherem Hinsehen erkannte er, daß es ein Mann war. Der Fremde stand ganz ruhig da und sprach kein Wort.

Wer sind Sie? wollte Thorsten fragen, brachte aber keinen Ton heraus.

Nachdem er mehrmals die Lider fest zugekniffen und wieder geöffnet hatte, verschwand allmählich der Nebel vor seinen Augen, und er konnte den Unbekannten etwas besser sehen. Der

Mann war Mitte Vierzig, schlank, muskulös und weit über 1,80 Meter groß. Sein volles Haar war durchsetzt mit zahlreichen grauen Strähnen.

Seine Pupillen schienen grünlich zu schimmern, dabei konnte es sich aber auch um eine Sinnestäuschung handeln, immerhin war Thorsten »noch nicht ganz da«.

Erneut versuchte er zu sprechen, und wieder versagte ihm die Stimme.

»Was ist nur aus dir geworden, mein Junge?« sagte der Fremde mit einem tiefen Baß – zumindest hörte es sich für Thorsten so an. »Deine Mutter hat dich zu einem Waschlappen erzogen. Du bist 1,91 Meter groß und wiegst 88 Kilo – in dieser Gewichtsklasse sollte man eigentlich problemlos mit drei Rotznasen fertig werden.

Dieses feige Gesindel vergreift sich doch sonst nur an wehrlosen Rentnern.«

Endlich schaffte es Thorsten, ein paar Worte herauszubringen. »Wie können Sie es wagen, so mit mir zu reden?«

»Das hätte ich schon viel früher tun sollen«, erhielt er zur Antwort. »Dann wäre aus dir nicht solch ein Weichling geworden.«

Die Worte trafen Thorsten Steiner wie ein Blitz. Obwohl sich der Fremde nicht zu erkennen gab, wußte er plötzlich, wen er vor sich hatte…

»Vater?« fragte er heiser.

Jemand beugte sich über ihn. Es war der Stationsarzt von der Nachtschicht.

»Vater?« wiederholte der Doktor. »Keine Sorge, ich bin nur Ihr Arzt, nicht Ihr Priester.«

Thorsten wollte sich im Bett aufrichten, was ihm jedoch mißlang.

»Wo ist mein Vater? Haben Sie ihn denn nicht gesehen? Er war doch eben noch hier.«

»Das war sicherlich nur eine Halluzination. Hätte jemand diesen Bereich betreten oder verlassen, hätte ihn das Stationspersonal garantiert bemerkt. Hier war niemand, glauben Sie mir – es sei denn, Ihnen ist ein Gespenst erschienen.«

Die launige Bemerkung des Arztes sollte Thorsten beruhigen. Leider erreichte er damit das Gegenteil. Sein Patient schien regelrecht entsetzt zu sein.

Ein Geist, ein Geist! ging es Thorsten immer wieder durch den Kopf. *Mir ist der Geist meines Vaters begegnet!*

*

»Was für ein Unsinn!« Jasmin seufzte laut und vernehmlich in den Telefonhörer. »Ich kenne mich zwar in der Parapsychologie nicht aus, doch wenn ich nicht irre, muß man erst einmal sterben, um anderen Menschen als Geist erscheinen zu können. Dietrich Steiner erfreut sich aber leider bester Gesundheit.«

»Woher willst du das wissen?« erwiderte Thorsten am anderen Ende der Leitung. »Als ihr beide euch zum letzten Mal von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden habt, warst du noch mit mir schwanger.«

Es war der Vormittag des nächsten Tages. Thorsten fühlte sich bereits etwas besser, lag aber noch immer auf der Intensivstation, wo Telefonieren nur in Ausnahmefällen erlaubt war. Man hatte ihm allerdings ein kurzes Gespräch mit seiner Mutter gestattet.

»Ich erhalte regelmäßig Geld von deinem Vater. Wäre er tot, bekäme ich keinen Pfennig.«

»Vielleicht ist er schon seit Jahren nicht mehr am Leben, und du bekommst den Unterhalt aufgrund einer testamentarischen Verfügung. Möglicherweise hat er es kurz vor seinem Tod zu einem Vermögen gebracht, das er dann gut verzinste.«

Jasmin horchte auf. »Du meinst, diese dubiose Organisation, von der sein Anwalt gesprochen hat, überweist mir lediglich die monatlichen Zinsen? Und was ist mit dem Vermögen an sich? Ich bin Dietrichs rechtlich angetraute Ehefrau – was ihm gehört, gehört auch mir. Ach, was rede ich denn da? Deine unsinnige Theorie bringt mich noch ganz durcheinander! Es gibt keine Geister. Du hattest eine Sinnestäuschung, mehr nicht. Kein Wunder, bei all den starken Medikamenten, die man dir verabreicht.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, gab Thorsten nach.

»Du solltest dich an den Arzt wenden«, riet ihm seine Mutter. »Vielleicht kann man das eine oder andere Medikament absetzen.«

»Ich rede mit ihm«, versprach er ihr. »Mal angenommen, der Geist erscheint mir noch einmal… Soll ich ihm etwas von dir ausrichten?«

»Du bist und bleibst ein unverbesserlicher Kindskopf«, entgegnete Jasmin Neidenberger-Steiner lachend und legte auf.

*

Nachdem Thorsten das Schlimmste überstanden hatte und keine Rückfallgefahr mehr bestand, wurde er auf eine normale Station verlegt. Daß man ihn in einem Dreibettzimmer unterbrachte, paßte ihm überhaupt nicht, er wäre lieber allein geblieben. Zum Glück war das dritte Bett nicht belegt, und sein Mitpatient war die meiste Zeit unterwegs, um mit den Krankenschwestern zu schäkern, sich mit anderen Patienten im Gemeinschaftsraum zu treffen oder draußen zu rauchen.

Leider stellte Thorsten gleich in der ersten Nacht im neuen Zimmer fest, daß sein umtriebiger Bettnachbar auch nach Einbruch der Dunkelheit »auf Wanderschaft« zu gehen pflegte – der etwa vierzigjährige, recht korpulente Mann hatte entweder eine schwache Blase oder eine hyperaktive Darmflora, jedenfalls suchte er mehrmals die Toilette auf dem Flur auf. Thorsten hätte davon wahrscheinlich gar nichts mitbekommen, hätte der Nachtwanderer nicht jedesmal die grellen Neonlampen unter der Zimmerdecke eingeschaltet.

Beim vierten Ausflug, es war genau 2.55 Uhr, hatte Steiner die Nase voll. Obwohl ihm noch jeder Knochen im Leib schmerzte, stand er auf, begab sich an das leere Bett seines Zimmernachbarn, der gerade hinausgegangen war, und knipste dessen Nachttischlampe an. Anschließend löschte er das Deckenlicht, legte sich wieder hin und drehte sich auf die Seite.

Wenig später öffnete sich leise die Tür. Thorsten lauschte auf die Schritte des Hereinkommenden, konnte aber keine verneh-

men. Statt dessen hörte er, wie einer der Besucherstühle zurechtgerückt wurde.

Was hat er vor? dachte Thorsten, der mit dem Rücken zur Tür lag. *Wieso setzt er sich? Ist ihm sein Bett zu hart?*

»Wagen Sie es ja nicht, das große Licht einzuschalten«, warnte er seinen Mitbewohner, ohne sich zu ihm umzudrehen, »sonst läute ich nach der Nachtschwester und beschwere mich!«

»Sonst läute ich nach der Nachtschwester und beschwere mich«, äffte ihn der andere nach. »Wirklich, du bist ein Weichei! Ein richtiger Mann reagiert so: ›Wenn du noch einmal den Lichtschalter berührst, breche ich dir den Arm!‹«

Trotz seiner Verletzungen fuhr Thorsten erschrocken herum – er hatte die Baßstimme sofort erkannt.

In etwa zwei Meter Entfernung saß der Mann, den er für seinen Vater hielt, auf einem Stuhl und schaute ihn mit unbewegter Miene an. Der Besucher trug schwarze Jeans, eine dazu passende Jacke und ein dunkelblaues Hemd. Etwas ähnliches hatte er auch in der ersten Nacht angehabt, soweit Thorsten sich erinnerte.

»Keine Angst, mein Junge, ich bin kein Geist, sondern dein Vater. Ich bin Dietrich Steiner, nicht dein Erzieher, aber zumindest dein Erzeuger. Viel unterhalten konnten wir beide uns auf der Intensivstation leider nicht, du warst kaum aufnahmefähig. Ich freue mich, daß es dir inzwischen etwas besser geht.«

»Wie sind Sie… bist du hier hereingekommen?« stotterte Thorsten. »Es ist keine Besuchszeit.«

»Ich habe Mittel und Wege, die anderen Menschen nicht zur Verfügung stehen«, antwortete der Grausträhnige, was sich geheimnisvoll, aber auch ein wenig herablassend anhörte.

Ihm fiel auf, daß Thorsten nervös zur geschlossenen Zimmertür blickte.

»Keine Sorge, dein Zimmergenosse bleibt für eine Weile weg. Manchmal genügt schon ein kleines Teil, beispielsweise ein Stück Holz, um eine große Wirkung zu erzielen.«

Was will er von mir? fragte sich Thorsten und warf seinem Vater einen mißtrauischen Blick zu, den dieser allerdings mißdeutete.

»Denkst du Angsthase immer noch, ich sei ein Geist?« fragte Dietrich Steiner grienend. »Glaube mir, ich bin quicklebendig. Allerdings bin ich dem Tod schon des öfteren von der Schippe gesprungen – zum erstenmal 1974 in Vietnam.«

Er lockerte den Hosengürtel und zog an der linken Körperseite sein Hemd so weit hoch, daß man seine blanke, leicht sonnengebräunte Haut sehen konnte. Auf Hüfthöhe erstreckten sich mehrere Narben längst verheilter Wunden.

Dietrich lieferte seinem Sohn die dazugehörige Geschichte gleich mit. »Streifschüsse, die mir ein Vietcong verpaßte. Dein Großvater riß den Schützen zwar zu Boden und verhinderte dadurch das Schlimmste, trotzdem bekam ich noch ganz schön was ab. Der Schmerz war so stark, daß ich bewußtlos zusammenbrach. Wie man mir später berichtete, soll ich geblutet haben wie ein Schwein im Schlachthof, weshalb man mich zunächst für tot…«

»Bist du hierhergekommen, um mir deine Kriegserlebnisse zu erzählen?« unterbrach Thorsten ihn unwirsch. »Was willst du wirklich? Fünfundzwanzig Jahre lang läßt du dich bei Mama und mir nicht blicken, und dann tauchst du aus dem Nichts auf. Hast du plötzlich deine familiäre Ader entdeckt?«

»Ich habe all die Jahre lediglich den Willen deiner Mutter respektiert«, rechtfertigte sich Dietrich und steckte seine Hemdzipfel wieder in die Hose. »Sie hat dich konsequent von deinen Angehörigen väterlicherseits ferngehalten und mir deutlich zu verstehen gegeben, daß sie absolut nichts mit mir zu tun haben will. Daß ich deine Entwicklung heimlich aus der Ferne verfolgte, konnte sie glücklicherweise nicht verhindern. Meine Informanten hielten mich über jedes kleine und große Ereignis in deinem Leben auf dem laufenden, und manchmal beobachtete ich dich sogar höchstpersönlich – dann war ich ganz in deiner Nähe, ohne daß du mich bemerkt oder beachtet hast.

Ansprechen durfte ich dich nicht. Die von den Mächten der Finsternis aufgestellten Regeln verboten es mir, direkten Kontakt zu dir herzustellen oder Einfluß auf dich zu nehmen, das wäre zu gefährlich gewesen. Somit blieb mir nichts weiter übrig, als hilflos zuzusehen, wie du dich zu einem Schwächling

entwickelt hast, der sich von allen herumschubsen läßt. Doch damit ist jetzt Schluß! Sobald du gesund bist, machen wir einen ganzen Kerl aus dir! Das *Phukor* wird dir guttun, es wirkt aufbauend für Körper und Seele.«

Allmählich fing Thorsten an, am Verstand seines Besuchers zu zweifeln.

War dies wirklich sein Vater, oder hatte er es mit einem Psychopathen zu tun, der sich daran ergötzte, seine Mitmenschen zu verwirren und zu erschrecken? Was sollte das Gerede von den Mächten der Finsternis?

Und was war *Phukor*? Ein neues Medikament?

In diesem Moment öffnete sich die Tür.

Fast zeitgleich ging die Nachttischlampe aus.

Als Thorstens Zimmernachbar eintrat, fand er sich für einen Augenblick im Halbdunkeln wieder, da der Lichtschein, der vom Flur hereindrang, nur sehr schwach war. Seine Hand tastete nach dem Wandschalter für die Deckenbeleuchtung.

Kurz darauf strahlte das Zimmer wie ein Festsaal, die häßlichgrellen Neonröhren leisteten ganze Arbeit. Der Stuhl, auf dem der merkwürdige Besucher eben noch gesessen hatte, war leer. Thorsten konnte seinen Vater – so es denn tatsächlich sein Vater gewesen war – nirgends erblicken. Wo versteckte er sich? Und wie hatte er es geschafft, genau im richtigen Augenblick das Licht zum Verlöschen zu bringen?

Thorstens Mitbewohner stand im Schlafanzug in der Tür, in einer Hand einen schmalen Holzkeil, in der anderen eine Bettpfanne.

»Anscheinend gibt es in der Klinik einen ziemlich üblen Spaßvogel!« schimpfte er und hielt das Stück Holz hoch. »Das Ding hier hat jemand unter der Klotür verkeilt. Da die Tür nach außen aufgeht, war ich in der Toilette gefangen – bis ein anderer Patient kam und mich befreite. Ich bin stocksauer!«

Die Bettpfanne hatte er sich bei der Nachtschwester besorgt. Er begab sich zu seinem Schlafplatz, kniete sich hin und schob die Pfanne unters Bett.

Anschließend betätigte er mehrmals den Schalter seiner Nachttischlampe – ohne Ergebnis.

»Glühbirne durchgebrannt!« lautete seine kurze, aber prägnante Schlußfolgerung.

»Ja, so wird es wohl sein«, entgegnete Thorsten – es mußte einfach so sein, denn eine andere Erklärung hatte er nicht.

Bevor er wenig später das Deckenlicht löschte, warf er unauffällig einen Blick unter die Betten und in den angrenzenden kleinen Waschraum.

Dietrich Steiner war nirgends zu entdecken, er war so geisterhaft aus dem Zimmer verschwunden, wie er hereingekommen war.

*

»Und er kommt immer nachts, niemals tagsüber?« Jasmin verzog mißmutig die Mundwinkel. »Bist du sicher, daß er ein menschliches Wesen ist?«

»Was denn sonst?« entgegnete Thorsten. »Etwa ein Vampir? Das wäre genauso lächerlich wie meine anfängliche Geistervermutung. Er ist ein ganz normaler Mensch, so wie du und ich.«

»Und was sollte dann seine geheimnisvolle Andeutung über die sogenannten Mächte der Finsternis?«

»Ich weiß es nicht. Möglicherweise handelt es sich dabei um eine Art Code. Dietrich erwähnte eine Organisation, für die er seit Jahren arbeitet – wahrscheinlich ein Geheimdienst.«

»Du nennst ihn Dietrich?«

»Ja, denn ›Vater‹ oder ›Papa‹ kommt mir nicht über die Lippen, dafür ist er mir zu fremd.«

Thorsten, der sich mittlerweile auf dem Weg der Besserung befand, und seine Mutter hatten im Erdgeschoß der Klinik in einer kleinen Sitzecke Platz genommen. Dort traf er sich nachts in unregelmäßigen Abständen mit seinem Vater, schließlich konnten sie seinen Zimmernachbarn nicht jedesmal auf der Toilette einsperren.

»Dietrich kennt Details aus meinem Leben, die nur wenigen bekannt sind«, fuhr Thorsten fort. »Bei unserer zweiten Begegnung wußte er sogar, daß ich ihn beim erstenmal unter Medika-

menteneinfluß für einen Geist gehalten hatte. Wahrscheinlich wurde unser Telefonat abgehört, Mama. Das bestärkt mich in meiner Geheimdiensttheorie.«

»Aber wie schafft er es, ungesehen in die Klinik einzudringen und genauso unbemerkt wieder zu verschwinden?« überlegte Jasmin laut. »Können sich Geheimagenten neuerdings unsichtbar machen? Durch offenstehende Fenster schweben?« Jasmin mußte über ihre eigenen Mutmaßungen lachen. »Ich glaube, wir wechseln besser das Thema. Worüber unterhaltet ihr euch sonst noch?«

»Über alles mögliche, beispielsweise über den Vorfall auf dem Schulhof und die sich ausbreitende Gewalt an den Schulen und auf den Straßen. Dietrich sagte, lasche Gesetze, die inkonsequente Durchsetzung bestehender gesetzlicher Regelungen und senile Richter seien schuld daran, daß sich Verbrecher aller Nationen in unserem Land die Klinke in die Hand geben. Deutschland sei für sie das reinste Paradies, meinte er, und er prophezeite, daß es in Zukunft noch sehr viel schlimmer werden würde.«

»Hüte dich vor solch hetzerischem, rassistischem Gedankengut, hörst du? Zugegeben, die Öffnung der Grenzen bringt nicht nur Gutes mit sich, doch wie sollen die Völker dieser Welt jemals in Frieden zueinanderfinden, wenn sich jeder in seinem Land verschanzt? Die Menschen sollten sich freuen, wenn Grenzen geöffnet werden – so wie wir uns vor neun Jahren gefreut haben, als die Mauer fiel und all die Fremden zu uns herüberkamen.«

»Das waren keine Fremden, Mama, sondern unsere eigenen Landsleute. Und die Mauer war keine legitime Grenze, sondern ein illegales Schandmal, das man längst hätte einreißen sollen. Im übrigen hat Dietrich mit keinem Wort gegen fremde Völker gehetzt, wie du es ihm unterstellst. Unser Gespräch drehte sich ausschließlich um die Ausbreitung von Chaos und Verbrechen, und das ist bekanntermaßen ein internationales Problem.«

»Dietrich war schon in jungen Jahren ein Klugscheißer«, erwiderte Jasmin gereizt. »Was hat er dir denn sonst noch prophezeit, der Herr Hellseher?«

»Daß die drei jugendlichen Schulhofschläger straffrei ausgehen werden.«

Jasmin schwieg dazu. Thorsten merkte ihr an, daß sie etwas vor ihm verbarg.

»Hast du mir was zu sagen?« hakte er nach.

»Vor einiger Zeit habe ich einen Duisburger Anwalt damit beauftragt, deine Schmerzensgeldforderungen zu prüfen«, druckste sie herum. »Er fand heraus, daß bei den Tätern selbst nicht viel zu holen ist; ihre Familien leben von der Sozialhilfe. Das ist allerdings noch nicht alles, was ich in Erfahrung brachte. Wie es aussieht, werden die drei Schläger für ihre Tat nicht bestraft, jedenfalls nicht so richtig.«

»Nicht so richtig? Was heißt das?«

»Man schickt sie zu einem Antiaggressionstraining in die Dominikanische Republik. Das ist eine sehr fortschrittliche Methode der Verbrechenseindämmung, über die in der Presse nur positiv berichtet wird.«

»Wie bitte?« regte sich Thorsten auf. »Diese Drecksäcke machen Urlaub auf den Antillen? Seit wann bekommt man eine Belohnung, wenn man andere Leute krankenhausreif schlägt?«

Jasmin schaute sich nach allen Seiten um, denn ihr Sohn wurde ziemlich laut. Zu ihrer Erleichterung befand sich niemand in der Nähe.

»Von einem Urlaub kann gar nicht die Rede sein«, sagte sie. »Das Training ist garantiert kein Zuckerschlecken.«

»Ich kenne Kemal, Jannis und Ammar gut genug, um zu wissen, daß dieser Ausflug für sie nur ein Riesenspaß ist. Sie verstehen es meisterhaft, sich zu verstellen. Um dem Jugendgefängnis zu entgehen, werden sie diesen Psychoquatsch zum Schein mitmachen – und hinterher benehmen sie sich wieder wie früher.«

»Sei doch nicht gleich so negativ. In jenem Trainingslager arbeiten gut ausgebildete Diplompsychologen, die sofort merken würden, wenn einer ihrer Schützlinge nur so tut als ob…«

»Psychologen sind Knallköpfe, und Diplompsychologen sind Knallköpfe mit Diplom!« unterbrach Thorsten seine Mutter ärgerlich. »Soll ich mich auch mal als Klugscheißer und Hellseher

betätigen? In ein paar Jahren sind die drei noch immer dicke Freunde. Da sie zeit ihres Lebens zu faul waren, etwas Gescheites zu lernen, klauen sie sich ihren Unterhalt irgendwo zusammen. Oder sie halten nachts alten Leuten das Messer an die Kehle, und wer seine Brieftasche nicht schnell genug herausrückt, den stechen sie ab. Autodiebstahl wäre ebenfalls ein lukrativer ›Beruf‹ für die drei.

Und falls sie erwischt werden, machen sie einen auf benachteiligt und diskriminiert und werden von der Justiz mit Samthandschuhen angefaßt.

In jedem anderen Land der Erde hat man als Ausländer vor Gericht von vornherein schlechte Karten. Das ist ungerecht! Aber daß in Deutschland Angeklagte fremder Herkunft bessere Karten haben als jeder Einheimische, weil Richter und Beisitzer befürchten, sie könnten von den Medien der Diskriminierung bezichtigt werden, ist genauso ungerecht. Und wenn der Täter ins Feld führt, daß er zum Zeitpunkt der Tat stinkbesoffen war, rechnet man ihm das noch zusätzlich als mildernden Umstand an. Ich könnte kotzen!«

»Du siehst das alles viel zu schwarz«, entgegnete Jasmin, der das Thema sichtlich unangenehm war. »Offenbar stehst du momentan unter Dietrichs Einfluß. Nimm ihn dir nur nicht zum Vorbild, sonst erkenne ich dich bald nicht mehr wieder. Wußtest du überhaupt, daß sein Vater bei der SS war?«

Thorsten machte ein erschrockenes Gesicht. Sein Großvater war ein SS-Mann gewesen?

Er begriff selbst nicht, was eben in ihn gefahren war – solche Ausbrüche waren gar nicht seine Art. Antidiskriminierungswahn. Ausländerbonus. Stinkbesoffen. Hatte er das wirklich gesagt? Pflanzte sich die üble Gesinnung seines Großvaters etwa in den Genen der Nachkommenschaft fort?

Die unbekannte Organisation, von der sein Vater gesprochen hatte, nahm vor Thorstens innerem Auge plötzlich eine völlig neue Gestalt an.

Jetzt sah er nicht mehr den Büroflur eines Geheimdienstes vor sich, sondern das Hauptquartier brutaler Nazischergen, die in langen schwarzen Mänteln unter einer großen Hakenkreuzfahne

zusammensaßen und den Sturz der Regierung sowie die Eroberung der ganzen Welt planten.

Die Mächte der Finsternis! dachte Thorsten entsetzt. *Ein brauner Sumpf – und ich bin im Begriff, darin zu versinken!*

*

Stunden später, es war bereits dunkel, saß Thorsten Steiner erneut in derselben menschenleeren Sitzecke. Er hatte sich um 23 Uhr hier mit seinem Vater verabredet. Diesmal fieberte er dem Zusammentreffen regelrecht entgegen, denn er wollte ihm eine wichtige Frage stellen.

Dietrich Steiner kam, wie er es immer tat: nahezu lautlos, als würden seine Schuhsohlen wenige Millimeter über dem Boden schweben. Er begrüßte seinen Sohn und setzte sich.

Thorsten fiel gleich mit der Tür ins Haus. »Was ist das für eine Organisation, für die du tätig bist, Dietrich?«

»Auf direkte Fragen gebe ich normalerweise direkte Antworten«, erwiderte Steiner senior mit Bedacht. »In diesem Fall weiche ich vom gewohnten Prinzip ab, denn das geschieht in deinem eigenen Interesse. Näheres über meine Arbeit erfährst du erst, wenn ich die Zeit für gekommen halte.«

»Verstehe«, knurrte Thorsten mißmutig. »Du befürchtest, die düsteren Ziele eurer bizarren Vereinigung könnten mich zu sehr schockieren.«

»Ja, das könnte durchaus sein. Es wäre aber auch möglich, daß du dich zu sehr dafür begeisterst und es gar nicht erwarten könntest, aktiv mit dabeizusein.«

Wohl kaum, dachte Thorsten verächtlich.

»Als ich in deinem Alter war – nein, ich war sogar noch jünger als du –, habe ich so lange auf meinen Vater eingeredet, bis er mich mitmachen ließ. Er bekleidete einen leitenden Posten in der Organisation. Ursprünglich lehnte er meine Mitwirkung strikt ab und bestand darauf, daß ich zunächst das *Phukor* bewältigte – erst dann sei ich reif für größere Aufgaben, sagte er. Ich war jung und leichtsinnig genug, mich ihm zu widersetzen, und leider Gottes war ich auch überzeugend genug, denn er gab

letztendlich nach und nahm mich auf einen gefährlichen Einsatz nach Vietnam mit. Seine Nachgiebigkeit hätte mich beinahe das Leben gekostet – du hast ja die Narben an meiner Hüfte gesehen, mein Junge. Ich möchte bei dir nicht den gleichen Fehler machen.«

»Die Naziverschwörer nahmen am Vietnamkrieg teil?« entfuhr es Thorsten erstaunt.

»Nazi… was?« entgegnete Dietrich Steiner nicht minder verwundert. »Wie kommst du denn auf diesen absurden Gedanken?«

»Mindestens ein führender Posten in der Organisation wurde damals mit einem ehemaligen SS-Mann besetzt.«

»Ach so, du sprichst von deinem Großvater. Wie es scheint, hat deine Mutter wieder einmal eine Halbwahrheit über meine Familie zum Besten gegeben, um meine Angehörigen und mich in einem schlechten Licht erscheinen zu lassen.«

»Demnach stimmt es nicht, daß er der SS angehörte?«

»Die Grundinformation ist richtig«, räumte Dietrich ein. »Allerdings war Eugen Steiner nie aktiv am Kriegsgeschehen beteiligt. 1938 nahm er an einer SS-Expedition in den Himalaja teil.

Dreißig Mann machten sich auf die Suche nach dem Kloster von Agarthi, von dessen Existenz sie aus alten Überlieferungen wußten; der exakte Standort war ihnen aber unbekannt. Die Männer hatten ihre körperlichen Kräfte maßlos überschätzt. Neunundzwanzig von ihnen blieben auf der Strecke, sie verloren ihr Leben durch Abstürze, Steinschläge, Erfrierungen oder starben an Erschöpfung. Eugen Steiner hielt als einziger durch und entdeckte das gesuchte Kloster. Dank der Mönche von Agarthi kam er wieder auf die Beine. Dein Großvater blieb knapp zehn Jahre bei ihnen. Allein drei Jahre benötigte er, um das *Phukor* zu durchlaufen. Erst 1948 kehrte er nach Deutschland zurück. Die Organisation wurde auf ihn aufmerksam und warb ihn als Mitglied an. Aufgrund seiner im Kloster erworbenen Fähigkeiten arbeitete er sich schnell empor.«

»Schickt ihr alle Mitglieder eures obskuren Vereins nach Agarthi?«

»Natürlich nicht, es ist ein Kloster, kein Trainingslager. Zudem ist dieser abgelegene Ort nur sehr schwer zu erreichen. Agarthi liegt in Tibet und kann nur von Eingeweihten gefunden werden. Die Chinesen wissen von der Existenz des Klosters, kennen aber nur die ungefähre Lage. Sie fürchten die Mönche, weshalb sie sich nicht einmal in ihre Nähe wagen. – Viele unserer Mitglieder verfügen von Natur aus über einige der Fähigkeiten, die man während der dreijährigen Ausbildung in Agarthi erlernt. Mit den Mönchen können sie sich jedoch nicht vergleichen. Die Mönche sind die unübertroffenen Meister des *Phukor,* weil sie ihr ganzes Leben damit verbringen, in ihrer Abgeschiedenheit jede einzelne Befähigung zu trainieren und zu erweitern.«

»Drei Jahre, das ist eine lange Zeit«, sinnierte Thorsten.

»Eine lange Zeit – und eine harte Zeit«, erwiderte Dietrich. »Das hielt auch mich anfangs davon ab, nach Agarthi zu gehen. Allein die Vorstellung, in eisiger Einöde von festen Mauern umschlossen zu sein, erzeugte Alpträume in mir. Ich wollte nicht jahrelang wie ein Gefangener gegen Wände rennen. Erst später begriff ich, daß die Mauern nicht errichtet worden waren, um die Mönche darin einzusperren, sondern um sie zu beschützen. Obwohl sie Frieden predigen, haben sie viele Feinde – die sich allerdings höllisch in acht nehmen müssen, denn die heiligen Kuttenträger sind verdammt wehrhaft.«

»Vielleicht werden sie mich gar nicht bei sich aufnehmen«, überlegte Thorsten, der allmählich Interesse zeigte.

Dietrich nickte. »Als Eugens Enkel und mein Sohn sind deine Aussichten für eine Aufnahme hervorragend, dennoch ist es nicht ausgeschlossen, daß sie dich am Tor abweisen. Die Mönche von Agarthi sind gastfreundlich, aber wählerisch. Auch das *Phukor* mußt du dir erst verdienen. Sie werden dich sehr genau prüfen, und es könnte Wochen oder Monate dauern, bis sie eine Entscheidung getroffen haben.«

»Drei Jahre und mehr«, murmelte Thorsten. »Ich glaube kaum, daß ich Mama so lange allein lassen kann.«

»Deine Mutter ist ein erwachsener Mensch und kommt ebensogut ohne dich zurecht. Laß dich nicht von ihr oder von mir

unter Druck setzen. Entscheide nur nach diesem einen Gesichtspunkt: Was ist gut für mich?«

»Wäre das nicht sehr egoistisch?«

»Ja und? Egoisten sind wenigstens ehrlich, weil sie offen zugeben, daß sie – wie jeder Mensch! – sich selbst am nächsten stehen. Zahlreiche neumodisch-gutmenschliche Zeitgenossen denken zwar ebenfalls in erster Linie an sich, geben aber vor, dem Allgemeinwohl verpflichtet zu sein. Ich nenne das schleimig, heuchlerisch und verlogen!«

»Bis wann muß ich mich entschieden haben?« wollte Thorsten wissen.

»Bis du vollständig genesen bist, werde ich dich noch einige Male besuchen, nicht um dich zu beeinflussen, wohl aber, um dir die Sache ein wenig schmackhaft zu machen«, antwortete Dietrich seinem Sohn.

»Warum führst du mir nicht ein paar deiner außergewöhnlichen Fähigkeiten vor?« fragte Thorsten. »Vielleicht würde mich das am ehesten überzeugen.«

»Eine Vorführung? Mit Zauberkunststücken und Effekthascherei? Das würde der Bedeutung des *Phukor* widersprechen und alles ins Lächerliche ziehen. Über das *Phukor* redet man nicht, und man kann es auch nicht beschreiben – man erlebt es. In dir steckt mehr als du ahnst, mein Junge, vielleicht sogar mehr als in mir oder deinem Großvater. Gib den Mönchen von Agarthi die Chance, deine ganz persönlichen Stärken und Befähigungen zu erwecken, sonst nimmst du sie dereinst mit in dein Grab, ohne jemals Gebrauch davon gemacht zu haben.«

»Mal angenommen, ich folge deinem Rat und gehe ins Kloster – wäre es eigentlich ein Problem für dich, wenn ich mich nach meiner Rückkehr gegen eine Mitgliedschaft in eurer dubiosen Organisation entscheide?«

»Keinesfalls. Du weißt ja ohnehin nichts über uns und kannst daher auch nichts ausplaudern. Was du im Kloster erfährst und lernst, darfst du hinterher für jeden Zweck verwenden, der dir richtig erscheint. In der Geschäftswelt werden dir deine neuen Fähigkeiten sehr von Nutzen sein, so daß du nicht mehr länger gezwungen bist, als Hauptschullehrer dahinzuvegetieren.«

»Zufälligerweise bin ich gern Hauptschullehrer!« entrüstete sich Thorsten.

Sein Vater lachte. »Ein guter Witz! Du hast Humor, mein Junge!«

Eine vorbeikommende Nachtschwester wurde auf das Lachen aufmerksam und schaute nach, woher es kam.

»Guten Abend, Herr Steiner«, sagte sie, als sie dicht bei der Sitzecke stand. »Worüber freuen Sie sich denn so?«

Thorsten erschrak. Jetzt hatte man den heimlichen Besucher entdeckt!

Doch als er zu dem Sessel blickte, auf dem eben noch Dietrich Steiner gesessen hatte, schaute er nur auf einen leeren Platz.

»Sie sollten hier nicht allein im Dunkeln herumsitzen«, bemerkte die Schwester. »Warum gehen Sie nicht in Ihr Zimmer?«

»Weil mein neuer Mitpatient schnarcht«, erwiderte Thorsten und stand auf. »Ich schaue mal nach, ob er inzwischen damit aufgehört hat, und falls nicht, drehe ich ihm den Hals um.«

Jetzt gewöhne ich mir schon den Jargon meines Vaters an, dachte er und lächelte die leicht verstörte Schwester spitzbübisch an, damit sie den Spaß als solchen erkannte.

Kapitel 3

Nachdenklich starrte Thorsten Steiner die kahlen, schäbigen Wände seines Hotelzimmers an. Er hielt ein Mikrophon in der Hand, wußte aber nicht so recht, was er hineinsprechen sollte. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren, so erschlagen war er von den Eindrücken, die er bisher von dieser riesigen Stadt gewonnen hatte.

»Katmandu mit wenigen Worten beschreiben zu wollen, ist nahezu unmöglich«, begann er schließlich. »Eine ganze Batterie von Tonbändern würde nicht ausreichen, um all meine Eindrücke zu verewigen. Kaum glaubt man, man hätte schon alles gesehen, taucht an der nächsten Ecke etwas Neues auf und zieht einen in den Bann.«

Anfang August 1998, wenige Tage vor seinem Abflug nach Katmandu, hatte Thorsten gegen sein Grundprinzip verstoßen, sich niemals einen Kassettenrecorder zuzulegen. Weil er sein altes, schweres Tonbandgerät nicht in den Himalaja mitnehmen konnte, hatte er zwangsläufig so ein kleines Ding erwerben müssen. Sobald er einen Schwung Kassetten fertiggestellt hatte, würde er sie per Luftpost an seine deutsche Heimatanschrift schicken. Bisher enthielt das erste Tonträgerprotokoll nur unwesentlich mehr als das Datum.

Seiner Mutter gegenüber hatte Thorsten behauptet, in der Ferienzeit eine mehrwöchige Studienreise durch den Himalaja anzutreten. Das war nicht die volle Wahrheit, denn sein eigentliches Vorhaben war ein anderes, aber es war auch nicht direkt gelogen – schließlich würde er seinen Horizont erweitern und die Bewohner dieser Region kennenlernen. Etwas dazuzulernen war niemals verkehrt, für den Schulunterricht konnte er das allemal brauchen.

Das soziologische Bildungsprogramm sollte allerdings nur eine knappe Woche dauern, den Rest der Zeit benötigte er für eine wichtigere Unternehmung. Heute war sein letzter Tag in Katmandu, schon morgen wollte er die Grenze nach Tibet überfliegen und gegen Abend in Lhasa eintreffen. Zwei Tage später würde er sich dann auf den Weg nach Agarthi machen…

Dieses außerplanmäßige Reiseziel hatte er seiner Mutter verschwiegen. Sie glaubte, er würde von Tibet aus an den Südrand des Himalaja fliegen, zwecks eines längeren Aufenthalts in Thimphu. In Wirklichkeit hatte er für die Hauptstadt des Königreichs Bhutan nur eine kurze Stippvisite auf dem Rückflug eingeplant.

Es war nicht Thorstens Absicht, im Kloster zu bleiben; so etwas mußte gut überlegt sein. Zunächst einmal wollte er ein unverbindliches Gespräch mit den Mönchen führen. Erst danach würde er seine Entscheidung treffen und eventuell einen geeigneten Termin mit ihnen verabreden, fürs nächste oder übernächste Jahr – nur nichts überstürzen.

Daß er überhaupt in Erwägung zog, mehr als drei Jahre hinter Klostermauern zu verbringen, hing mit den beeindruckenden Fähigkeiten seines Vaters zusammen. Die Aussicht, daß es den Mönchen im Kloster von Agarthi gelingen könnte, auch in ihm die Begabung zu erwecken, zu kommen und zu gehen, wie es ihm beliebte, hatte letzten Endes den Ausschlag für seinen Aufbruch gegeben. Eine solche Fähigkeit war Gold wert!

Jasmin Neidenberger-Steiner hatte sich furchtbar darüber aufgeregt, daß ihr Sohn ohne sie auf Reisen gehen wollte. Er hatte viele Abende gebraucht, um ihr klarzumachen, daß sie unmöglich mitkommen konnte, weil das viel zu anstrengend und zu gefährlich für sie war. Letztlich hatte sie ihm das Versprechen abgenommen, wenigstens ein lückenloses Tonprotokoll anzufertigen und ihr von unterwegs regelmäßig Kassetten zu schicken, damit sie auf dem laufenden blieb.

Erleichtert darüber, daß sie nicht von ihm verlangte, ihr jeden Tag einen ausführlichen Brief zu schreiben – alles, was über zwei Zeilen auf einer Postkarte hinausging, verursachte ihm Magendrücken –, hatte er sich einverstanden erklärt, obwohl er

sich aufgrund dieser Bedingung wie ein Hund an einer langen Leine fühlte.

»Wenn man durch Katmandu geht, darf man kein Hundeliebhaber sein«, setzte Thorsten seine Aufnahme fort. »Straßenköter belauern einen überall, in der Hoffnung, daß man ihnen etwas zum Fressen zuwirft. Doch gibt man ihnen etwas von seiner Wegzehrung ab, wird man sie nicht mehr los.

Zahlreiche Bettler, vor allem Kinder, zeugen davon, wie hart es hier noch ist, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Der Kampf ums Überleben bestimmt auch das Verhalten der vielen Händler, die die Touristen aufdringlich verfolgen und ihnen manchmal sogar Gewalt androhen, wenn sie nichts kaufen – im Gegensatz zu den Frauen eines gewissen Gewerbes, die ihre Kundschaft lieber mit Zärtlichkeiten locken.«

Thorsten schaltete die Aufnahme ab und spulte sie ein Stück zurück. Anschließend löschte er den Satzteil nach »nichts kaufen«. Seine Mutter sollte nicht den Eindruck gewinnen, daß er sich mit Prostituierten vergnügte.

»Das Handwerk hat in Katmandu zwar keinen goldenen Boden, aber es ist hier reichlich vertreten. In dieser Stadt trifft man auf viele Friseure, Schneider und Zahnärzte. Letztere stufe ich mit voller Absicht als Handwerker ein, denn nach allem, was ich über sie in Erfahrung brachte, ist es für die Bürger ratsamer, keine Zahnschmerzen zu bekommen.

Eine bestimmte Kaste braucht sich keine Sorgen um ihren Lebensunterhalt zu machen. Die Rede ist von den heiligen alten Männern von Katmandu, die sich selbst als Seher oder Astrologen bezeichnen und von der Bevölkerung Joschi genannt werden. Man findet sie an belebten Straßenecken und Plätzen, und es gilt als Ehre, ihnen etwas zustecken zu dürfen, auch ohne jede Gegenleistung.

Es heißt, sie seien die wahren Herrscher von Katmandu, vielleicht sogar von ganz Nepal. Die Joschi beraten Ehepaare, Geschäftsleute, Politiker, und selbst die Unterwelt holt sich Rat bei ihnen.

Obwohl ich die ganze Sache nicht wirklich ernst nahm, erkundigte ich mich gestern bei einem jener Sternenseher nach

dem Fortlauf meiner Reise. Er… versicherte mir, ich würde unversehrt wieder heimkehren.«

Thorsten betätigte den Ausschalter.

Selbst wenn seine Mutter nicht in der Nähe war, fiel es ihm schwer, sie anzulügen. Es stimmte, daß er sich an einen Joschi gewandt und ihn mit Hilfe eines Wörterbuchs gefragt hatte, ob er unbeschadet sein Ziel erreichen würde (damit hatte er das Kloster gemeint, dies aber nicht extra betont), doch seine harmlose kurze Frage hätte beinahe zu einem kleinen Aufruhr geführt.

Der Seher hatte ihm durchdringend in die Augen geblickt und dann geflüstert: »*Agarthi*.« Thorsten war so beeindruckt gewesen, daß es ihm glatt die Sprache verschlagen hatte.

Plötzlich hatte sich das Gesicht des Joschi zu einer entsetzten Grimasse verzerrt, und er hatte fortwährend das gleiche Wort gesagt: »Orkult. Orkult! Orkult!!«

Dabei war er immer lauter geworden. Einige Leute hatten wohl geglaubt, Thorsten würde dem Seher etwas antun wollen, und sie hatten begonnen, ihn mit feindseligen Mienen zu umringen. Daraufhin hatte er sich rasch auf und davon gemacht; er hing schließlich an seinem jungen Leben.

Eine Erklärung für das merkwürdige Benehmen des Joschi hatte Thorsten nicht. Wer oder was war Orkult? Im Wörterbuch war dieser Begriff nirgends zu finden. Als Hauptschullehrer interessierte ihn natürlich auch, ob es der, die oder das Orkult hieß.

Für den heutigen Tag beendete Thorsten Steiner seine Aufnahme, ihm fielen keine gescheiten Formulierungen mehr ein. Ein andermal war er sicherlich besser in Form, irgendwo, an einem angenehmeren Ort.

*

»Test, Test… Darauf verzichte ich wohl besser, die Batterien sind schon ziemlich schwach. Es ist Freitag, der 11. September 1998, zwölf Uhr mittags. Ich befinde mich in Tibet, in der Nähe von… Wie hieß doch gleich dieser halbwegs zivilisierte Ort,

den ich vor ein paar Tagen durchquerte? Es war irgend etwas Unaussprechliches, ein richtiger Zungenbrecher…

Ich bin mir nicht sicher, ob die Uhrzeit stimmt, denn ich sehe gerade, daß meine Armbanduhr stehengeblieben ist. Es könnte also erheblich später sein.

Verflucht, mir ist kalt! Meine Finger sind schon ganz klamm, trotz der dicken Handschuhe; ich spüre sie kaum noch!

Augenblick! War da nicht ein Geräusch am Höhleneingang? Ist mir die weiße Bestie gefolgt? Dabei hätte ich schwören können, sie abgeschüttelt zu haben.

Das Tier tauchte gestern plötzlich hinter einer Erhebung auf, kurz bevor der Schneesturm einsetzte. Ich konnte es nur schwer erkennen; am ehesten ähnelt es wohl einem Wolf – einem sehr großen, massigen Wolf.

Seine Bewegungen sind allerdings wenig wölfisch, eher geschmeidig wie bei einem Berglöwen.

Möglicherweise betrachtet mich dieser… dieser Pumawolf als leichte Beute und wartet auf meinen Zusammenbruch. Den Gefallen tue ich ihm nicht, ich werde mich wehren bis zuletzt!

Unsinn, ich mache mir nur etwas vor. Wenn das Raubtier zu mir hereinkommt, sind meine Tage gezählt.

Ich bin überhaupt nicht in der Lage, mich zu verteidigen, denn ich besitze nicht einmal mehr ein Messer.

Meinen Rucksack habe ich vor vielen Kilometern eingebüßt; er liegt in irgendeinem Abgrund, mitsamt meinen Vorräten und allem sonstigen.

Lediglich die Umhängetasche mit dem Recorder ist mir geblieben. Somit kann ich der Nachwelt wenigstens ein paar letzte Worte hinterlassen.

Wo genau ich mich befinde, weiß ich nicht, ich habe mich hoffnungslos verirrt. Nach der Wegbeschreibung meines Vaters hätte ich schon längst bei dem verborgenen Kloster eintreffen müssen. Doch die Karte, die er speziell für mich angefertigt hat, weist auf dem letzten Teil der Strecke diverse Ungereimtheiten auf. Das habe ich bereits daheim in Deutschland festgestellt. Dietrich sagte daraufhin nur: ›Nicht du wirst das Kloster finden, denn es findet dich.‹

Klingt geheimnisvoll – aber im nachhinein betrachtet war das wohl nichts weiter als armseliges Geschwätz. Warum habe ich mir bloß nicht die Ohren zugehalten, als er mir von dem Kloster erzählte? Ich wünschte, er wäre mir nie begegnet, dann wäre ich jetzt daheim in Duisburg und könnte mir die klammen Hände an der Zentralheizung wärmen. Selbst in der Schule wäre ich lieber als hier.

Der Schneesturm draußen läßt nach. Ich muß unbedingt weitergehen, bevor ich an Ort und Stelle festfriere.«

*

Kaum hatte Thorsten Steiner die schützende Berghöhle, die er zufällig entdeckt hatte, verlassen, schien der Sturm wieder stärker zu werden.

Er überlegte, ob er umkehren sollte. Doch als er sich umdrehte, konnte er den Höhleneingang nicht mehr sehen. Seine Fußspuren verwischte der heulende, beißende Wind, der sich anfühlte, als ob ihm jemand mit Rasierklingen das Gesicht zerschnitt. Die gefütterte Kapuze seiner dicken Jacke schützte den Kopf leider nur an den Seiten.

War es überhaupt das Heulen des Windes, das er vernahm? Oder stammten die Laute von dem Raubtier mit dem weißen Fell? Jetzt war er eine leichte Beute, denn er war viel zu schwach, um zu entkommen.

Der Himalaja bot dem Betrachter üblicherweise ein faszinierendes Panorama, doch aufgrund des heftigen Schneegestöbers konnte Thorsten rein gar nichts erkennen, nicht einmal die Umrisse von Felsen und Hügeln. War es überhaupt sinnvoll, weiterzumarschieren? Es gab hier überall tiefe Schluchten, die er erst dann entdecken würde, wenn er hineinstürzte.

Thorsten war schon lange in Richtung Agarthi unterwegs, viel zu lange. Laut seiner ursprünglichen Planung hätte er bereits wieder daheim sein müssen, um zu unterrichten. Selten in seinem Leben hatte er sich so sehr nach seiner Schulklasse gesehnt wie in diesem Moment, kurz vor seinem Tod irgendwo am Arsch der Welt.

Obwohl er hätte in Panik geraten müssen, blieb er innerlich ganz ruhig.

Seine Gedanken konzentrierten sich aufs Wesentliche: Wie lange würde es dauern, hier draußen zu erfrieren?

Würde man seinen Leichnam jemals finden, und falls ja, in welchem Zustand?

Vielleicht blieb wenigstens die zuletzt besprochene Kassette in seinem Recorder erhalten, und eine mitleidige Seele sandte sie an seine Mutter.

Die Anschrift! durchzuckte es ihn. *Ich muß unbedingt Mamas Adresse aufs Band sprechen, damit der Finder weiß, wohin er es schicken soll!*

Thorsten griff nach seiner Umhängetasche… sie war fort. Entweder hatte er sie im Schnee verloren, oder sie lag noch in der Höhle. Das Gerät mitsamt Inhalt war weg, unauffindbar für alle Zeiten.

Der Todgeweihte war heilfroh, daß er von Lhasa aus noch eine Ladung Kassetten abgeschickt hatte. Somit hinterließ er seiner Mutter wenigstens ein paar Reiseerlebnisse.

Thorsten spürte seine Beine nicht mehr. Sie knickten in den Kniekehlen ein, und er fiel vornüber in den eiskalten Schnee.

Er wälzte sich auf den Rücken und richtete mit letzter Kraft seinen Oberkörper auf. Dabei stützte er sich auf den Händen ab, die er ebenfalls nicht mehr spürte. Lediglich in seinen Armen schien noch ein Fünkchen Energie zu lodern.

Ein massiger dunkler Schatten näherte sich ihm von vorn. Sein vierbeiniger Verfolger hatte ihn wieder aufgespürt. Die Bestie kam, um ihre Jagdbeute zu schlagen…

*

Orkult!

Thorsten Steiner wunderte sich, daß ihm dieses Wort ausgerechnet jetzt wieder in den Sinn kam. Noch immer hatte er nicht herausgefunden, was es bedeutete – aber es machte ihm auf einmal Angst. Entsetzliche Angst!

Orkult!

Der unbekannte Begriff bohrte sich regelrecht in seinen Kopf. Hing das mit dem Auftauchen der Bestie zusammen? Gleich war sie auf Sprunghöhe heran. Thorsten rechnete jede Sekunde mit dem Todesbiß…

Plötzlich blieb das Tier stehen und stieß einen Knurrlaut aus. Zögernd wandte es sich um und tauchte lautlos im Schneegestöber unter.

Unter Schmerzen drehte Thorsten, der eine Bewegung neben sich wahrnahm, seinen Kopf zur Seite. Sein Nacken fühlte sich steif wie ein Brett an. Auch sonst konnte er kaum noch ein Glied bewegen.

Mit ungläubigem Blick stierte er auf eine Person, die er wesentlich deutlicher erkennen konnte als das schattenhafte große Raubtier zuvor: Ein Mann schwebte auf ihn zu, schlank und hochgewachsen, bekleidet mit einer langen weißen Kutte, die sich trotz der Farbgleichheit stark von der weißen Umgebung abhob.

Nein, das konnte unmöglich ein Mensch sein! Sein Gesicht war vollständig von starkem Haar- und Bartwuchs zugewuchert – und er leuchtete!

Zunächst glaubte Thorsten, daß das schummrige, unheimliche Leuchten von einer mitgeführten Lampe ausging, aber dann fiel ihm auf, daß es von innen kam, aus dem Körper des Kuttenträgers.

Der tosende Schneesturm schien einen Bogen um den Geheimnisvollen zu machen, jedenfalls sah es so aus, als würden ihm die vielen tausend Flocken ausweichen. Wer hatte soviel Macht, daß ihm die Elemente des Himmels gehorchten?

Ein Engel? fragte sich Thorsten – oder verwirrten ihm die klirrende Kälte und die dünne Höhenluft die Sinne?

Bitte helfen Sie mir!

Ein kurzer Satz nur, doch es gelang ihm nicht, ihn mit seinen aufgesprungenen Lippen zu formulieren.

Der Fremde schwebte reglos in der Luft, etwa einen halben Meter über dem schneebedeckten Boden, und sagte keinen Ton. Thorsten stellte überrascht fest, daß er keine Furcht vor ihm hatte.

Auch die namenlose Angst, die ihn beim Näherkommen der weißen Bestie befallen hatte, war total verschwunden – so wie das Untier selbst. Lediglich ein Heulen war noch aus der Ferne zu vernehmen. Es klang ein warnender Ruf: *Orkult!*

Steel on the skyline
Sky made of glass
Made for a real world
All things must pass

Waiting for something
Looking for someone
Is there no reason?
Have I stayed too long?

You say you'll leave me
And when the sun is low
And the rays high
I can see it now
I can feel it die

(David Bowie, Heathen)

Kapitel 4

»Was hat Sie dazu bewogen, Kopfjäger zu werden, Thorsten?« Sybille Müller schaute, nein, sie strahlte ihren Interviewpartner an. »Ich darf doch Thorsten sagen, oder?«

Thorsten Steiner, der keine plumpen Vertraulichkeiten mochte, schüttelte entschieden den Kopf. Seine Gesprächspartnerin ließ sich nicht anmerken, ob seine Reaktion sie kränkte – was ihrem Auftritt immerhin einen gewissen Hauch von Professionalität verlieh.

Im weiteren Verlauf der Unterredung musterte er sie unauffällig.

Die rothaarige Journalistin mit dem tiefen Ausschnitt war höchstens zwanzig und somit fünfzehn Jahre jünger als er. Theoretisch hätte er ihr Vater sein können, vorausgesetzt, er hätte gleich zu Beginn seiner Geschlechtsreife eine gebärfähige Frau geschwängert. Trotz dieses Altersunterschieds, der immerhin drei Viertel ihres jungen Lebens betrug, hätte sie sicherlich kein Problem damit gehabt, sich von ihm den Hof machen zu lassen und mit ihm auszugehen, denn er war ein verdammt schneidiger Mann.

Thorsten schloß kurz die Augen und stellte sich vor, wie es wäre, sich mit dem jungen Ding auf dem großen Sofa, das in seinem Büro stand, zu vergnügen. Er hatte sich das altmodische Möbelstück zugelegt, weil er manchmal bis in die Nacht hinein an seinem Computer arbeitete und dann keine Lust mehr hatte, heimzufahren.

Fräulein Müller – sagte man heutzutage, im Jahr 2008, eigentlich noch Fräulein? – und er lagen natürlich nicht auf dem Sofa, sondern saßen sich auf zwei bequemen Sesseln gegenüber, mit einem kleinen Tisch dazwischen. Auf der gläsernen Tischplatte

stand ein Glas Latte Macchiato aus dem Kaffeeautomaten neben dem eingeschalteten Diktiergerät der Journalistin. Die Zeitungsredaktion hatte eigentlich einen anderen Interviewer angekündigt, einen älteren, distinguierten Herrn, mit dem Thorsten schon einmal zu tun gehabt hatte. Der Mann war jedoch überraschend erkrankt, so daß Sybille Müller für ihn hatte einspringen dürfen. Wahrscheinlich ließ man sie sonst nur die Leserbriefe beantworten, weshalb sie sich heute vorkam wie an einem Festtag.

Zumindest war es das, was sie nach außen hin sichtbar zur Schau trug. Thorsten wußte jedoch aus Erfahrung, daß der erste Eindruck meist täuschte. Vielleicht spielte Sybille nur die kindlich Naive und hatte es in Wahrheit faustdick hinter den Ohren. Ihr krampfhafter Versuch, witzig zu sein – sie übersetzte seine gängige Berufsbezeichnung »Headhunter« wortwörtlich mit »Kopfjäger« –, deutete zwar auf eine gewisse Unsicherheit hin, aber auch das konnte eine geschickte Täuschung sein. Karrieregeile Reporter waren wahre Meister der Verstellung, wenn es darum ging, einem Interviewpartner peinliche Informationen zu entlocken, um ihn dann hinterher plakativ an den Pranger zu stellen.

Thorsten Steiner hatte sich bereits eine Reihe unverfänglicher Antworten zurechtgelegt.

Dabei würde zwar nichts weiter herauskommen als einer jener ach so menschenfreundlichen, aber leider total stupiden Artikel, welche massenhaft die Zeitungen füllten, ohne daß sie wirklich jemand von Anfang bis Ende las, aber das war allemal besser, als die gestellte Frage wahrheitsgemäß zu beantworten: *Warum ich ausgerechnet diesen Beruf ergriffen habe? Weil ich möglichst schnell und möglichst viel Geld verdienen wollte, verstehen Sie? Früher war ich Hauptschullehrer und bezog von allen Seiten Prügel: von der Schulleitung, von den Kollegen und von meinen Schülern.*

Als ich von einer langen Reise zurückkam, hatte ein anderes armseliges Würstchen meinen Platz am Pult eingenommen. Mir war das nur recht, ich wollte ohnehin nicht mehr in mein altes Leben zurück. Statt dessen machte ich steile Karriere als selb-

ständiger Personalvermittler, der überwiegend für das leitende Management zuständig ist.

Einst bewohnte ich mit meiner Mutter eine viel zu enge Wohnung in Duisburg, heute lebe ich mit meiner bildschönen Freundin Mandy in einem geräumigem Loft im Düsseldorfer Stadtteil Bilk – und ich plane, mir demnächst ein Haus in Meerbusch zu bauen. Ich verdiene weit überdurchschnittlich, habe ein Büro an der Königsallee, bin mein eigener Boß und komme inzwischen sogar bei solchen Frauen gut an, die einst über mich die Nase rümpften.

Und da fragen Sie mich ernsthaft, warum ich Headhunter geworden bin? Ich wäre schön blöd, hätte ich die mir gebotenen Möglichkeiten nicht genutzt.

»Fragen Sie mich doch lieber, ob ich zufrieden mit alledem bin, was ich in so kurzer Zeit erreicht habe«, murmelte Thorsten nachdenklich.

Zufriedenheit war nämlich eines der Dinge, die man sich nicht mit Geld kaufen konnte.

Thorsten hatte alles bekommen, was er wollte, und trotzdem verspürte er tief in seinem Inneren eine unerklärliche Verdrossenheit, die ihn frustrierte.

»Und? Sind Sie es?« fragte Sybille Müller und sah ihn gespannt an.

»Was?« entgegnete Thorsten verwirrt.

»Zufrieden mit dem, was Sie erreicht haben«, erwiderte die Journalistin.

Thorsten begriff, daß er den letzten Satz versehentlich laut ausgesprochen hatte.

Jetzt mußte er rasch improvisieren.

»Selbstverständlich bin ich nicht zufrieden«, antwortete er. »In meinem Beruf ist Unzufriedenheit die Antriebsfeder, die den Betrieb am Laufen hält. Die Anforderungen sind hoch, da kann man sich nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen.«

Im weiteren Verlauf des Interviews spulte er seine Antworten so lustlos herunter wie ein in der Schule aufgesagtes Gedicht. Er benutzte gewichtige Ausdrücke wie »Profiling«, »Humankapital« und »Investitionspolitik« und betonte, wie schwierig es sei,

Anbieter und Nachfrager dazu zu bewegen, einen für beide Seiten lukrativen Vertrag abzuschließen.

»Um als Headhunter erfolgreich zu sein, ist es nicht damit getan, sich Grundkenntnisse in Marketing und Vertragswesen anzueignen, denn auch Kommunikationsfreudigkeit und eine schnelle Auffassungsgabe sind vonnöten. Vor allem aber sollte man eine feste Persönlichkeit besitzen und weltanschaulich neutral sein, weil man es sonst nicht schafft, professionelle Distanz zu Einzelschicksalen einzuhalten.«

»Weltanschaulich neutral?« wiederholte Sybille Müller skeptisch und ließ ihren Blick durch den Raum schweifen. »Wenn ich mich hier so umsehe, Thors… Herr Steiner, scheinen Sie es damit nicht so genau zu nehmen, oder? In Ihrem Büro sieht es aus wie in einem Museum für deutsche Altertumskunde.«

Ihre Bemerkung bezog sich auf die gesammelten germanisch-keltischen Artefakte, die der Büroinhaber überall im Zimmer verteilt hatte: verschiedene Skulpturen, unterschiedlich große Gefäße, ein paar Scherben und sogar handgefertigte Schmuckstücke, die unter Vitrinenglas lagen.

»Jeder Mensch braucht ein Hobby zur Entspannung«, erklärte Thorsten, der über diesen Themenwechsel sehr dankbar war. »Wann immer es mir gelingt, ein ganz besonderes Sammlerstück aufzutreiben, nehme ich mir erst einmal einen Tag frei, um den Erfolg zu feiern.«

Er nahm einen länglichen Gegenstand aus Glas zur Hand und zeigte ihn seiner Besucherin. Sybille begutachtete das Teil von allen Seiten, konnte damit aber wenig anfangen.

»Das ist ein Spinnwirtel«, verriet Thorsten ihr. »Ein Werkzeug zum Verspinnen von Fasern. Solche Handspindeln wurden früher aus Knochen, Stein, Holz, Ton, Glas oder Keramik gefertigt. Aufgrund der teuren Verarbeitungsweise gab es nur wenige Keramikspindeln, die deshalb als besonders wertvoll galten. Heutzutage werden Glaswirtel teurer gehandelt, aus einem einleuchtenden Grund: Es gibt kaum noch welche, da Keramik widerstandsfähiger als Glas ist. Prähistorische Wirtel sind bisweilen mit symbolischen Zeichen verziert; sie wurden einst den Gottheiten als Weihegeschenke dargebracht.«

Thorsten fiel auf, daß die junge Frau ein Gähnen unterdrückte. Er seufzte leise. Über seine Sammlung hätte er noch stundenlang referieren können. Fräulein Müller hingegen wollte zurück zum ursprünglichen langweiligen Thema.

»Gibt es ein besonderes Geheimnis Ihres Erfolges, das Sie bisher noch niemandem anvertraut haben?« fragte sie ihn freiheraus.

Wenn dem so wäre, würde ich es bestimmt nicht einer berufsmäßigen Plaudertasche verraten, antwortete er ihr im stillen.

»Erfolg und Mißerfolg sind abhängig von der inneren Einstellung«, sagte er bedächtig. »Es ist der Wille, der zählt.«

»Sie meinen, wenn man etwas unbedingt will und sich nicht von seinem Ziel abbringen läßt, dann bekommt man es auch?«

»Nein, das meinte ich nicht. Wer etwas zu stark begehrt, macht auf dem Weg zum Ziel zu viele Fehler. Wenn man aber der Sache weniger Bedeutung zumißt, bleibt man bei der Ausführung gelassener, man geht furchtloser und präziser zu Werke. Mitunter kommt man auf diese Weise sogar schneller ans Ziel als hart und verbissen arbeitende Konkurrenten.«

»Bilderbuchphilosophie für die Journaille« nannte Thorsten Steiner derlei Belehrungen – und weil die Medien gern mal auf die Tränendrüse drückten, gab er noch eine Zugabe.

»Leider hat diese Methode einen erheblichen Nachteil, den man fast schon als tragisch bezeichnen könnte. Derjenige, der unbedingt etwas erreichen möchte, freut sich unsagbar, wenn er es geschafft hat. Der Gelassene empfindet weitaus weniger Freude, weil er das Erreichte als Selbstverständlichkeit betrachtet.«

Thorsten war überzeugt, mit diesen Worten das Ende des Interviews eingeleitet zu haben. Für die Schlagzeile »Headhunter – ein Beruf zwischen Erfolg und Tragik« müßte Fräulein Müller eigentlich genügend Informationen zusammenhaben.

Dem war jedoch nicht so. Sybille wechselte das Band im Diktiergerät.

Die Rettung nahte gleich zweifach: Das Telefon auf Thorstens Schreibtisch läutete, und seine Bürotür öffnete sich…

*

Wie sein Freund und Geschäftspartner Thorsten Steiner war auch Wolfgang Schneider 35 Jahre alt. Vom Aussehen her konnten beide nicht unterschiedlicher sein. Thorsten war groß, blond, blauäugig, schlank und muskulös. Wolfgang hatte dunkles, schon leicht schütteres Haar, einen Schnurrbart, war 1,75 Meter klein und wirkte etwas schwach auf der Brust. Was ihm an Muskelkraft fehlte, glich er durch Schnelligkeit aus; er war flink wie ein Wiesel.

Auf den ersten Blick schätzte man ihn auf Ende Vierzig, und da *älter* bei vielen Leuten mit *seriöser* gleichgesetzt wurde, übernahm er in der Firma überwiegend die Unternehmensberatung.

Natürlich konnte Thorsten ihn jederzeit ersetzen, was auch umgekehrt der Fall war. Da es aber gerade im Umgang mit internationalen Finanzkonzernen wichtig war, daß die jeweiligen Gesprächspartner Vertrauen zueinander faßten, verfügten beide über eine gewisse Anzahl Stammkunden.

Doktor Krings gehörte nicht zur Stammkundschaft. Er hatte vor ein paar Tagen im Büro der Steiner-Schneider-Personalberatung angerufen und um einen Termin gebeten. Thorsten erwartete ihn am Nachmittag.

Als er den Telefonhörer abhob, war Dr. Krings in der Leitung. Steiner nutzte die günstige Gelegenheit, um die Journalistin an seinen Partner abzugeben, der gerade zur Tür hereinkam.

»Ein unaufschiebbares Geschäftsgespräch, tut mir leid«, entschuldigte er sich bei der jungen Frau. »Herr Schneider wird das Interview mit Ihnen weiterführen, er kennt sich in der Branche genauso gut aus wie ich.«

Wolfgang verdrehte die Augen, denn er haßte Interviews. Nachdem er ein paar Unterlagen auf Thorstens Schreibtisch abgelegt hatte, begab er sich mit der schönen Reporterin nach nebenan in sein Büro.

»So, jetzt können wir in Ruhe reden, Herr Doktor Krings«, sagte Steiner, nachdem er allein war.

»Lassen Sie den ›Doktor‹ ruhig weg«, erwiderte der Jurist.

»Leider muß ich den Termin heute verschieben, mir ist etwas Unvorhersehbares dazwischengekommen. Ich hatte einen Autounfall.«

»Sind Sie verletzt?«

»Mein linker Fuß ist gebrochen. Der Rettungswagen brachte mich ins Marienhospital. – Ich befand mich auf einer Ausfahrtstraße am Stadtrand, als mich plötzlich ein anderer Wagen abdrängte und in die Böschung schob. Da ich ein ziemlich hohes Tempo draufhatte, konnte ich nicht bremsen und streifte einen Baum. Mein Auto wirbelte herum und überschlug sich. Als ich aus dem Fahrzeug kroch, sah ich den Unfallfahrer davonrasen. Vermutlich war er betrunken und wollte nicht seinen Führerschein verlieren. Es gab mehrere Zeugen, doch von denen hat keiner das Kennzeichen erkannt, weil es zu verdreckt war.«

»Na, dann wünsche ich Ihnen gute Besserung!« entgegnete Thorsten. »Schade, daß es nicht klappt mit uns beiden, heute hätte es mir gut gepaßt. In den nächsten Tagen…«

»Warum kommen Sie nicht zu mir in die Klinik?« unterbrach ihn Dr. Krings. »Die Ärzte lassen mich nicht weg, ich soll noch einen Tag zur Beobachtung hierbleiben. Aber was ich Ihnen zu sagen habe, duldet keinen Aufschub.«

Thorsten überlegte kurz und antwortete: »Warum eigentlich nicht? Ich treffe mich nachher mit einem Architekten zu einem Beratungsgespräch in eigener Sache. Danach wäre ein guter Zeitpunkt für einen Krankenbesuch. Wenn Sie mir sagen, worum es geht, könnte ich die entsprechenden Unterlagen gleich mitbringen, Zeit ist schließlich Geld.«

»Ich möchte Sie nicht in Ihrer Eigenschaft als Headhunter konsultieren«, erwiderte Dr. Krings. »Was ich Ihnen mitzuteilen habe, ist von wirklicher Bedeutung. Mehr kann ich dazu momentan nicht sagen.«

»Ganz wie Sie wollen, bei uns ist der Kunde König. Wenn nichts dazwischenkommt, bin ich gegen sechzehn Uhr bei Ihnen, Herr Krings.«

Kaum hatte Thorsten aufgelegt, läutete es erneut. Die Telefonnummer seiner Mutter wurde angezeigt. Fast war er versucht, nicht abzuheben, doch dann würde sie es den ganzen Tag

lang probieren. Obwohl sie mittlerweile nicht mehr zusammenwohnten, fiel es ihr noch immer schwer, ihn von der Leine zu lassen.

Anstelle einer Begrüßung bekam Thorsten das Klagelied aller Mütter mit erwachsenen Söhnen zu hören: »Warum rufst du nie an? Hast du deine Mutter vergessen?«

»Wir haben erst vorige Woche miteinander telefoniert«, rechtfertigte er sich. »Seither ist nicht viel Neues passiert.«

»Ich habe das Gefühl, du schließt mich immer mehr aus deinem Leben aus.«

»Ist das nicht normal? Immerhin bin ich Mitte Dreißig.«

»Es tut mir weh, wenn du so mit mir redest«, sagte die Dreiundfünfzigjährige. »Kannst du denn nicht verstehen, wie schwer mir das Alleinsein fällt?«

»Du kannst dir ja einen Mitbewohner suchen«, erwiderte er, »oder dir einen Hund kaufen.«

Früher hätte er es nie gewagt, so mit seiner Mutter umzuspringen, aber in den letzten zehn Jahren hatte sich vieles verändert.

Er war selbstbewußter und eigenständiger geworden, was ihm nicht nur in seinem Privatleben zum Vorteil gereichte, sondern auch in seinem Beruf.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Tibet war er zunächst wieder in seinem einstigen Domizil eingezogen – doch schon wenige Wochen später hatte er beschlossen, seinem Leben eine völlig neue Wendung zu geben. Er war aus Duisburg weggezogen, hatte seinen Lehrerberuf an den Nagel gehängt und sich den Herausforderungen der freien Wirtschaft gestellt.

Inzwischen verdiente er nicht schlecht, wovon auch seine Mutter profitierte. Er hatte ihr eine Wohnung in Düsseldorf-Derendorf besorgt, für die er die Miete zahlte. Sie versperrte sich nicht gegen seine finanziellen Zuwendungen, betonte aber immer wieder, daß sie gut und gern darauf verzichten könnte und daß es ihr lieber gewesen wäre, sie wären in Duisburg geblieben.

Seit er mit einer Frau zusammenlebte, besuchte sie ihn nicht mehr in seinem Loft, verlangte aber umgekehrt, daß er mög-

lichst oft bei ihr auf der Matte stand. Wahrscheinlich hoffte sie insgeheim, daß er irgendwann wieder bei ihr einzog.

Jasmin setzte ihren Sohn weiter unter Druck. »Als du damals aus Tibet zurückkehrtest, glaubte ich, alles würde wieder so werden wie früher. Doch deine Krankheit hat dich zu deinem Nachteil verändert.«

»Ich bin nicht krank«, widersprach er ihr. »Es ist nur eine Teilamnesie, das haben dir die Ärzte doch erklärt.«

»Was habe ich während deiner Abwesenheit gelitten!« jammerte Jasmin, eine Platte, die sie ständig auflegte. »Als du von deiner Studienreise nicht zurückkamst, mußte ich vom Schlimmsten ausgehen. Alle glaubten, du wärst tot, nur ich habe all die Jahre über gespürt, daß du noch lebst.«

»Können wir diese Diskussion nicht auf ein andermal verschieben, Mutter?« fragte Thorsten. »Ich bin ziemlich überarbeitet, und unsere ständigen Telefonate zerren allmählich an meinen Nerven.«

»Warum sagst du nicht Mama zu mir, so wie früher? Seit deiner Rückkehr bist du so… anders. Was ist nur in Tibet mit dir geschehen?«

Das wüßte ich auch zu gern selbst, dachte Thorsten.

Diesmal dauerte es eine Viertelstunde, bis er seine Mutter abgewimmelt hatte; meistens blieb sie noch länger in der Leitung. Anschließend begab er sich an die frische Luft. Er hoffte, bei einem Spaziergang durch die Stadt seinen Kopf freizubekommen.

*

Sosehr sich Thorsten auch bemühte, es gelang ihm nicht, seine Gedanken in andere Bahnen zu lenken. Seine Mutter hatte wieder einmal ganze Arbeit geleistet. Anstatt sich mit seinen Geschäften zu befassen, rief er sich zum wiederholten Male die Ereignisse von damals ins Gedächtnis zurück – soweit ihm dies möglich war.

Vor ungefähr zehn Jahren hatte ihn sein Vater mehrmals bei Nacht in der Klinik besucht, um ihn dazu zu bewegen, das Klo-

ster von Agarthi aufzusuchen. Thorsten war zunächst strikt dagegen gewesen, doch Dietrich Steiner hatte nicht lockergelassen, und je länger er auf seinen Sohn einwirkte, desto schwächer wurde dessen Widerstand. Letztendlich war Thorsten in den Himalaja gereist – seine Mutter kannte den wahren Grund bis heute nicht –, wo er sich auf der Suche nach dem Kloster im Schneesturm verirrt hatte. Wirre Halluzinationen von einem wolfsähnlichen Untier und einem schwebenden leuchtenden Mann trübten seine Sinne, und er hatte bereits den Geruch des Todes wahrgenommen. Seines eigenen Todes. Es war dunkel um ihn geworden…

Als er wieder zu sich gekommen war, hatte er im Krankenzimmer einer kleinen Landarztpraxis gelegen, fernab von dem Ort, den er hatte erreichen wollen. Ein tibetanischer Doktor hatte ihm in gebrochenem Englisch erklärt, daß ihn Mönche im Schnee gefunden und hierhergebracht hätten.

Ein leichtsinniger Tourist verlief sich in den Bergen und wurde im letzten Augenblick von Einheimischen gerettet. So etwas kam immer wieder vor. Eine ganz normale Geschichte, der man keine besondere Bedeutung zumaß.

In einem wesentlichen Punkt wich Thorstens Story allerdings von der üblichen Standardgeschichte ab: Zwischen seinem Zusammenbruch im Schneegestöber und seinem Erwachen im Krankenzimmer des tibetanischen Arztes klaffte eine dreijährige Erinnerungslücke.

Wieder zurück in Deutschland hatten ihm Mediziner und Psychologen versichert, das würde sich mit der Zeit geben. Bisher verspürte er jedoch keine Besserung.

Thorsten konnte sich an sein gesamtes Leben erinnern, ihm fehlten lediglich drei Jahre, die er offenbar im Himalaja verbracht hatte – oder an einem anderen Ort, er wußte es nicht mehr.

Am liebsten hätte er die Lücke in seinem Gedächtnis einfach ignoriert, doch seine Mutter sorgte mit ihren ständigen Anrufen dafür, daß ihm das nicht gelang. Vielleicht hoffte sie, er würde sich endlich erinnern, wenn sie ihm nur lange genug auf den Wecker fiel.

Leider funktionierte ihre »Therapie« nicht, im Gegenteil, dadurch wurde alles nur noch viel schlimmer für ihn. Nach jeder Auseinandersetzung geriet er ins Grübeln, und er bemühte sich verzweifelt, sich zu erinnern – was nach einer Weile zu starken Kopfschmerzen führte.

Das war auch diesmal wieder der Fall, weshalb er versuchte, die Gespenster der Vergangenheit zu verscheuchen und sich auf die Gegenwart zu konzentrieren, auf die Menschen um sich herum, auf seine unmittelbare Umgebung…

Er spazierte los, um den Kopf freizubekommen. Nicht weit entfernt vom Hofgarten geriet ein einstöckiges Gebäude in sein Blickfeld, das er aus der Entfernung zunächst als Wohnhaus einordnete. Beim allmählichen Näherkommen gelangte er zu einer neuen Einschätzung. Scheinbar war dort ein Kindergarten untergebracht, da die Wände vier verschiedene Farben aufwiesen: Orange, Schilfgrün, Babyrosa und Weiß. Die Fenster waren rund wie Bullaugen und hatten hellblaue Rahmen. An der weißen Vorderfront befanden sich links und rechts vom Eingang Kinderkritzeleien. Und über allem thronte ein Schrägdach mit lila Pfannen.

Das schrille Haus sah zwar ganz originell aus, paßte aber nicht so recht zu den übrigen Wohngebäuden in der Straße, die in schlichterem Stil errichtet worden waren. Thorsten vermutete daher, daß hier kinderreiche Familien wohnten, die von einem Hort in ihrer Nachbarschaft profitierten.

Als Freigeist haßte er so ziemlich alles, was nach staatlicher Verordnung roch.

Dazu gehörte auch der fortwährende Appell an Paare jeden Alters, unablässig Nachwuchs zu zeugen, weil andernfalls »die Deutschen ausstarben«, wie es panikmachend in den Massenmedien verbreitet wurde.

Seine Ablehnung bezog sich ausschließlich auf die polemische Vorgehensweise, nicht auf die Kinder selbst, weshalb er der Idee, mitten in einem Wohngebiet eine bunte »Zwergenbutze« zu errichten, grundsätzlich wohlwollend gegenüberstand. Besser so, als immer mehr Spielplätze einzuebnen, um zusätzlichen Parkraum zu schaffen.

Erst als er nahe genug heran war, erkannte Thorsten seinen zweifachen Irrtum.

Zum einen handelte es sich um keinen Kinderhort, sondern um ein leerstehendes Gasthaus. Auf dem leicht angerosteten Werbeausleger über der Tür war die Aufschrift »Duessel Inn« zu lesen.

Zum anderen entpuppten sich die vermeintlich kindlichen Kritzeleien als sogenannte Graffiti.

Der Verursacher der ersten Schmiererei hatte sich vermutlich für einen großen Künstler gehalten, immerhin hatte er mit seiner Spraydose etwas zustande gebracht, das entfernt einem entstellten Gesicht ähnelte. Ein Bombenbastler aus der Vermummtenszene, dessen explosive Schöpfung zu früh hochgegangen war? Oder ein Selbstporträt des linken Schmierfinks? Praktischerweise war das üble Machwerk mit dem Kürzel »KoCo« versehen. Somit konnte die Polizei das Geschmiere problemlos all seinen übrigen Ferkeleien zuordnen, und sobald sie ihn dingfest gemacht hatten, würden hohe Schadenersatzforderungen auf ihn zukommen.

Die zweite Sudelei bestand nur aus zwei Worten und einem Satzzeichen: *Ausländer raus!* Thorsten hatte derlei geistlose Sprüche schon in vielen Sprachen gelesen – er stieß darauf in allen Ländern, in denen er geschäftlich tätig war, und jedesmal fragte er sich: Wie wenig Hirn mußte jemand besitzen, der solche nichtssagenden Scheißhausparolen an Wände sprühte? Ohne den Kontakt zu ausländischen Geschäftsleuten würden die Exportfirmen pleite gehen.

Und blieben allerorten die Touristen weg, konnten die Hotels rund um den Erdball bald dichtmachen.

»Was für ein Schandfleck, nicht wahr?« wurde Thorsten über eine niedrige Hecke hinweg von einer alten Dame angesprochen, die neben dem stillgelegten Gasthof wohnte. »Hier stand früher ein altes Fachwerkhaus, das der Besitzer mehr und mehr verfallen ließ. Irgendein windiger Geschäftsmann kaufte das Gebäude, und da es nicht unter Denkmalschutz stand, ließ er es komplett abreißen und baute hier diese… diese ›Villa Kunterbunt‹ hin.«

»Das kommt davon, wenn man am falschen Ende spart und den erstbesten Architekten beauftragt«, bemerkte Thorsten. »Ich begreife nicht, warum es das Bauamt zuließ, eine solche Scheußlichkeit zu errichten.«

»Dieses ›Duessel Inn‹ sollte ursprünglich eine staatlich geförderte Begegnungsstätte zwischen Alt und Jung werden, sozusagen ein Treffpunkt der Generationen. Dafür hat sich allerdings kaum jemand interessiert, weshalb der private Betreiber das Konzept änderte und seine Institution zum internationalen Versammlungsort erklärte, angeblich geeignet für die Integration ausländischer Mitbürger. Für diesen ›genialen‹ Einfall kassierte er noch mal Fördergelder, und zwar nicht zu knapp, wie mir zugetragen wurde. Daraufhin blieben die bisherigen wenigen Stammgäste weg, und neue kamen nur sporadisch. Zuletzt traf sich hier eine kleine Gruppe junger Türken regelmäßig, bis es ihnen zu langweilig wurde. Das Haus wurde geschlossen und verfällt seither, weil sich kein Käufer findet. Mich wundert das nicht; man müßte mir noch Geld geben, damit ich dort einziehe.«

»Vielleicht fällt es ja bald in sich zusammen, und jemand errichtet auf dem Grundstück etwas wirklich Bewohnbares«, entgegnete Thorsten Steiner und blickte auf seine Armbanduhr. »Wo wir gerade vom Bauen reden: Ich habe gleich einen Termin.«

»Nur zu, Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige«, sagte die Dame und verabschiedete sich mit einem freundlichen Lächeln.

Kurz darauf verschwand Thorsten um eine Straßenecke. Mit seiner verlorenen Erinnerung beschäftigte er sich nicht mehr, er hatte jetzt glücklicherweise andere Dinge im Kopf.

Nachdem er fort war, kam der Ehemann der alten Dame heraus und gesellte sich zu ihr. Er hatte den Fremden von seinem Wohnzimmerfenster aus gesehen.

»Ein Vertreter?« fragte er seine bessere Hälfte neugierig.

»Ein Spaziergänger«, antwortete sie. »Wir haben uns über das Haus nebenan unterhalten. Er meinte, es wäre besser gewesen, einen guten Architekten mit dem Bau zu beauftragen. Ehrlich

gesagt, ich erinnere mich nicht, hier überhaupt jemals einen gesehen zu haben.«

»Ich mich schon. Das war so ein hagerer Typ mit kurzgeschorenen Haaren, abstehenden Ohren und einer grellbunten Weste. Er war zwei- oder dreimal vor Ort und redete pausenlos darüber, daß er sich mehr als Künstler denn als Architekt sähe, daß die Gesellschaft bei Neubauten mehr Mut zeigen müsse und so weiter. Ich habe nur die Hälfte davon verstanden. Als anschauliches Beispiel für eine künstlerische Bauweise erwähnte er die schiefen Häuser im Medienhafen.«

»Die Gehry-Bauten? Wenn man die nicht bald richtet, kippen sie noch eines Tages ins Hafenbecken.«

*

Kurz vor dem verabredeten Zeitpunkt traf Thorsten Steiner vor dem mehrstöckigen Gebäude ein, in dem der Architekt sein Büro hatte. Er stellte seinen Porsche auf dem Kundenparkplatz ab und begab sich mit dem Fahrstuhl in den sechsten Stock.

Das Haus war ein phantasielos ausgestattetes Bürogebäude von der Sorte »Hat man eins gesehen, kennt man alle«. Es beherbergte mehrere Firmen. Das Architekturunternehmen *Fokus* hatte das komplette sechste Stockwerk gemietet. Steiner war schon gespannt, wie es dort aussah, schließlich war die eigene Einrichtung so etwas wie die Visitenkarte des Architekten.

Die wenig originelle Firmenbezeichnung zeugte schon mal nicht von sonderlich viel Phantasie, fand Thorsten. Alle möglichen Unternehmen nannten sich Fokus, weil mit diesem Begriff in der Physik der Brennpunkt von Spiegel- und Linsensystemen bezeichnet wurde. *Brennpunkt*. Das klang zielorientiert und dynamisch. Eine Assoziation mit der Firmenpolitik war durchaus beabsichtigt.

Der Freund, der Steiner den Architekten empfohlen hatte, hatte ihn darüber informiert, daß *Fokus* nicht nur der Firmenname, sondern obendrein das Kürzel des Unternehmers war: **F**rank **O**swald **Kus**eler. Der Familienname Kuseler stammte aus Norddeutschland und wurde von der Onomastik mit »Herum-

treiber, Müßiggänger« übersetzt. Thorsten hoffte sehr, daß dieser Name nicht Programm war – ein einfallsloser, zum Müßiggang neigender Architekt hätte ihm gerade noch gefehlt, aber nicht wirklich.

Die Fahrstuhltür öffnete sich. Steiner betrat einen beeindrukkend breiten Flur.

Schon nach zwei Schritten blieb er wie festgewurzelt stehen. Seine Befürchtung, dem Firmeninhaber könnte es an Einfallsreichtum mangeln, bewahrheitete sich nicht. Hier wurde man von gestalterischer Erfindungsgabe und kreativer Schöpferkraft regelrecht erschlagen – so hammerhart, daß man sich augenblicklich in die Normalität zurückwünschte.

Der Eingangsbereich war in den langen Gang integriert worden, ohne jede Abgrenzung; Vorraum und Flur bildeten gewissermaßen eine Symbiose.

Hinter der Rezeption, die einer Hausbar nachempfunden war, saß eine Wasserstoffblondine, die mit Sicherheit kein Echtheitszertifikat vorweisen konnte.

Ihre Lippen waren aufgespritzt, ihre Monsterbrüste gaben zwei Silikonkissen ein Zuhause, und die Haare waren vom vielen Färben schon ganz strohig.

Ihre gelb (!) lackierten aufsteckbaren Fingernägel hatte sie wohl für teures Geld in einem Nagelstudio gekauft, und ihr maßgeschneiderter Hosenanzug mit Sonnenblumenmuster stammte vermutlich von einem geschäftstüchtigen Modeschöpfer, der günstig an einen Posten Vorhangstoff herangekommen war.

Um den Hals trug sie ein ledernes Band, kein Diadem, sondern ein mit spitzen Nippeln versehenes Halsband, wie es manche Hundebesitzer ihren Dackeln umhängten, damit sie wie Kampfhunde daherkamen.

Thorsten hätte hundert zu eins gewettet, daß die etwa dreißigjährige Vorzimmerdame auch über eine Arschgeweihtätowierung verfügte – manchen Leuten gruselte es halt vor nichts. Diese Frau war ein Kunstwerk auf zwei rasierten Beinen, aber eins, in das Steiner keinen Euro investiert hätte, weil derlei Kunst allzu vergänglich war.

»Du bist bestimmt Thorsten Steiner, nicht wahr?« begrüßte sie ihn. »Frank erwartet dich bereits. Wir duzen uns hier übrigens alle.«

Auch das noch! dachte Thorsten, der für aufgesetzte Kumpelhaftigkeit nicht viel übrig hatte. Seinethalben konnte man ihn ruhig als spießig bezeichnen, aber das vertraute Du pflegte er ausschließlich bei Angehörigen und Freunden anzuwenden – alle anderen wurden von ihm ab dem sechzehnten Lebensjahr gesiezt.

»Geh den Flur entlang bis zur hintersten Tür«, forderte ihn die Vorzimmerblüte auf. »Du kannst eintreten ohne anzuklopfen, wir sind ein weltoffenes Unternehmen, keine Behörde.«

Auf dem Weg zum Chefbüro betrachtete Steiner die zahlreichen Fotoposter und Pläne an den Wänden, die Kuseler zu Werbezwecken aufgehängt hatte. Die Bilder und Entwürfe zeigten hochmoderne Gebäude aus Glas, Stahl und Beton, die perfekt in einen Science-Fiction-Thriller gepaßt hätten oder in einen Endzeitfilm mit dem Titel »Wiederaufbau der Erde nach dem großen Atomkrieg«. Thorsten überlegte, ob er schleunigst umkehren sollte, aber er ging tapfer weiter. Schlimmer konnte es kaum noch kommen…

Konnte es doch. Nachdem er etwa drei Viertel seiner »Flurwanderung« zurückgelegt hatte, stieß er auf eine schwarzgetünchte Mauer, die aus der rechten Wand herausragte und bis zur Mitte des Flures reichte. An der Vorderfront prangte ein gerahmtes Gemälde, an dem er nicht vorbeigehen konnte, ohne es wie zwanghaft anzustarren, so abgrundtief scheußlich war es.

Es zeigte einen stilisierten nackten Mann mit einem übergroßen Geschlechtsteil auf einem Nachttopf sitzend. Sein deutlich erkennbares Gesicht hatte wohl nicht nur zufällig Ähnlichkeit mit einer bekannten Persönlichkeit namens Albert Einstein – als Toter konnte der sich gegen eine derartige Verunglimpfung ja nicht mehr wehren.

An der Mauerrückwand hing ein ähnliches Gemälde: Einstein in der gleichen peinlichen Position, diesmal von hinten. Seine behaarten Pobacken ragten wie zwei dicke Ballons über den Topfrand.

»Genial, nicht wahr?« wurde Thorsten plötzlich angesprochen. »Die beiden Bilder hat meine Lebensgefährtin Celine gemalt, sie gehören zu ihrer Einstein-Phase.«

Frank Oswald Kuseler stand in der Tür zu seinem Büro und grinste seinen Kunden in spe breit und selbstzufrieden an; seine Mundwinkel berührten dabei fast seine abstehenden Ohren. Scheinbar hatte er sich vor kurzem geprügelt, denn seine Unterlippe wies eine warzenähnliche Geschwulst auf.

Der kurzhaarige, etwa vierzigjährige Mann trug dunkelblaue Schuhe sowie eine dunkelblaue Hose zu einem dunkelblauen Hemd. Man hätte sein Outfit als »blaue Phase« bezeichnen können, hätte er selbige nicht durch eine grellbunte Weste entweiht.

*

Beim Betreten des Büros hatte Steiner das Gefühl, er würde jeden Moment im Boden versinken. Ein schier endloser Perserteppich erstreckte sich in alle Richtungen. Wirklich nur einer? Thorsten überkam der Verdacht, daß Kuseler mehrere davon übereinandergelegt hatte, um eine Art »künstlerischen Effekt« zu erzeugen.

Der ganze Raum strahlte eine verkünstelte Gespreiztheit aus, die dem Hereinkommenden regelrecht entgegenzuspringen schien. Zwischen abstrakten Skulpturen, neuzeitlichen Gemälden und unbehaglich wirkenden Designermöbeln gab es keinen einzigen Ruhepunkt für das Auge. Eine solche Umgebung machte Thorsten leicht reizbar.

Frank Oswald Kuseler war ein stetig sprudelnder Redewasserfall. Er duzte seinen Besucher wie selbstverständlich und klopfte ihm kameradschaftlich auf die Schulter. Offensichtlich war er davon überzeugt, mit seiner kumpeligen Masche bei jedermann gut anzukommen. Steiner, dem erst jetzt auffiel, daß es sich bei der vermeintlichen Unterlippengeschwulst um ein Piercing handelte, fühlte sich davon eher abgestoßen.

Kuseler und sein Kunde nahmen auf zwei Stühlen vor einem Computer Platz. Während Thorsten zahlreiche zeitgemäße Hausbauvorschläge am Flachbildschirm an sich vorüberziehen

ließ, pries der Firmeninhaber in einem fort den heutigen modernen Lebensstil, auf den die Welt seiner Meinung nach nicht verzichten konnte.

»Die Welt entwickelt sich stetig weiter, auch im zwischenmenschlich-partnerschaftlichen Bereich. Noch Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte der Hausherr über der Tür die Peitsche hängen, mit der er Frau und Kinder züchtigte, wenn sie ihm nicht gehorchten. Inzwischen ist so etwas undenkbar, doch damit sollten wir uns nicht zufriedengeben. Es ist an der Zeit, weitere verstaubte Riten zu beseitigen – beispielsweise die Ehe. Jeder weiß doch, daß der Mensch nicht dafür geboren ist, sein ganzes Leben mit ein und demselben Menschen zu verbringen, das ist extrem unnatürlich.«

»Zwei Menschen lieben sich, heiraten und teilen künftig ihr Leben«, bemerkte Thorsten. »Darin sehe ich nichts Unnatürliches, für mich ist das die natürlichste Sache der Welt. Im Gegensatz zu Ihren Hausentwürfen, die scheinen mir doch recht gewöhnungsbedürftig.«

»Meine Arbeiten wirken auf den ersten Eindruck verstörend«, räumte der Architekt ein. »Dieser Effekt ist beabsichtigt. Du mußt die Substanz durchdringen, dich fallenlassen und tief in das Objekt eintauchen, dann wird es sich dir auch erschließen. Kommen wir zurück zu den Zweierbeziehungen. Ich wäre der letzte, der zwei Liebende daran hindern will, bis zu ihrem Tod beisammenzusein, aber dafür braucht man keinen Trauschein.«

»Und wenn man Kinder in die Welt setzt?«

»Auch dafür muß man längst nicht mehr heiraten. Celine und ich haben uns allerdings darauf geeinigt, ganz und gar auf eigene Kinder zu verzichten.«

Wie rücksichtsvoll von euch, daß ihr euch nicht auch noch vermehren wollt, dachte Thorsten.

»Statt dessen werden wir ein oder zwei Kinder adoptieren«, fuhr Kuseler fort. »Aus der Dritten Welt.«

Selbstgefällig schaute er seinen Gesprächspartner an. Offensichtlich erwartete er jetzt ein Lob.

Als er keines bekam, betonte er nachdrücklich: »Das Schicksal hat es gut mit uns gemeint, deshalb betrachten wir es als un-

sere Verpflichtung, etwas von unserem Lebensglück abzugeben, indem wir mindestens ein Baby davor bewahren, in einem unterprivilegierten Land aufzuwachsen.«

Thorsten hatte dafür nur ein verständnisloses Kopfschütteln übrig. »Ich halte nichts davon, Kinder ihrem angeborenen kulturellen Umfeld zu entreißen – und ihren leiblichen Eltern.«

»Die notleidenden Eltern sind doch froh, wenn sie einen Esser weniger haben«, widersprach ihm Kuseler vehement. »Zudem bekommen sie eine ansehnliche Geldsumme für den…«

Er stockte und suchte nach der passenden Formulierung.

»Für den *Verkauf* ihres eigenen Fleisches und Blutes«, half Thorsten ihm aus. »Manche Paare verscherbeln ihren Nachwuchs bereits, noch bevor sie ihn gezeugt haben. Abnehmer in der westlichen Welt finden sich ja genug, wie man an Ihnen sieht.

Solche unüberlegten Aktionen nützen niemandem, glauben Sie mir. Dadurch verschlimmert man das Dilemma der Dritten Welt nur noch. Von grenzübergreifenden Adoptionen profitieren ausschließlich die korrupten Vermittler, für die Kinder nichts weiter sind als eine Ware.«

»Du siehst das viel zu negativ«, meinte Kuseler, der allmählich ärgerlich wurde. »Was soll daran falsch sein, ein Kind aus einer verarmten Familie zu holen und ihm ein besseres Leben zu bieten? Viele Weltstars machen es doch auch.«

»Stimmt – und dann rufen sie die Medien an, um sich vor laufenden Kameras damit zu brüsten.«

»Na und? Tue Gutes und rede darüber. Jeder, der einen vom Schicksal benachteiligten Menschen in unser reiches Land holt, verdient einen Orden!«

»Gilt das auch für jene gutherzigen Männer, die sich gefügige Asiatinnen per Katalog bestellen?« fragte Thorsten provokant. »Diese Mädchen kommen schließlich auch aus dem ärmeren Teil unseres Planeten.«

»Das ist… etwas ganz anderes!« keuchte sein Gegenüber. »Sie verdrehen einem ja das Wort im Mund, Herr Steiner.«

Na bitte, klappt doch mit dem Sie, dachte Thorsten Steiner und sagte versöhnlich: »Das war nicht meine Absicht, Herr Ku-

seler. Ich habe die Verletzung nicht verursacht – ich lege nur den Finger in die Wunde.«

Der Architekt war jedoch keinem vernünftigen Argument mehr zugänglich. »Bei den wenigen Gemeinsamkeiten, die wir haben, werden wir wohl kaum miteinander ins Geschäft kommen.«

»Wenigstens in diesem Punkt sind wir uns einig«, pflichtete Steiner ihm bei. »Ihre Entwürfe und Pläne entsprechen nicht einmal annähernd meinen Vorstellungen. Die Grundvoraussetzung für ein solides Gebäude sind stabile Außenwände sowie rundum eingewandete Zimmer mit Fenstern und Türen, oder liege ich da falsch? Die meisten Ihrer Häuser ähneln von außen dem Berliner Kanzleramt und drinnen einem Labyrinth. Um vom Schlafzimmer in die Küche zu gelangen, bräuchte man einen Kompaß.«

»Türlose Räume mit Halbwänden liegen im Trend«, erwiderte Kuseler knurrig. »Aber was verstehen Sie schon von moderner Baukunst?«

»Nichts, eben deshalb suche ich einen guten Architekten«, gab Thorsten offen zu. »Allerdings einen, der auf meine Wünsche eingeht und selbst dann nicht mit der Wimper zuckt, wenn ich von ihm verlange, mir eine Villa im Gründerzeit- oder im wilhelminischen Stil zu errichten.«

»Daher weht also der Wind. Sie verweigern sich der Moderne und betreiben Vergangenheitsverklärung. Das ist typisch für euch Rechtsgestrickte.«

Damit hatte er den politischen Fehdehandschuh geworfen. Steiner hob ihn auf.

»Besser rechtsgestrickt als eine löchrige rote Socke. Was macht ihr Linken mit euren verquasten Weltanschauungen denn besser als wir Konservativen? Ihr gefallt euch in der Rolle der ewigen Mahner, seid aber an echten Veränderungen überhaupt nicht interessiert. Es ist nicht damit getan, den moralischen Zeigefinger zu heben oder mit selbigem auf andere Leute zu zeigen, man muß seinen Worten auch Taten folgen lassen.«

»Hätte ich geahnt, was Sie für einer sind, hätte ich Ihnen gleich einen Tritt in den Hintern verpaßt und Sie hinausgewor-

fen!« grollte Kuseler. »Euch Rechtsextremisten muß man bekämpfen, wo immer ihr einem über den Weg lauft!«

Thorsten stand auf, seine Gesichtszüge verfinsterten sich. »Soweit zum Thema Zeitgeist. Anstatt fair zu diskutieren, fechten Sie als ›guter Staatsbürger‹ blindlings den von oben verordneten Kampf gegen Rechts aus und kommen sich dabei wahrscheinlich vor wie ein Volksheld. Seien Sie froh, daß ich nicht wirklich ein Extremist bin, andernfalls würde auch ich jetzt einen kräftigen Tritt in Erwägung ziehen, aber der würde ganz sicher nicht auf Ihren Hintern zielen.«

Frank Kuseler stand ebenfalls auf und wies ihm die Tür. »Gehen Sie, bevor ich den Sicherheitsdienst rufe. Verordneter Kampf gegen Rechts – daß ich nicht lache! Das ist wieder mal rechtstypisch! Sobald ihr in eine Sackgasse geratet, stellt ihr euch als Verfolgte dar!«

»Und ich dachte immer, das sei eine linkstypische Darstellungsweise«, konterte Thorsten Steiner. »In den Siebzigern haben die Kommunisten hierzulande wahre Klagelieder gesungen und sich fortwährend über Benachteiligung und Verfolgung beklagt. Ist schon merkwürdig, wie still es um all diese Schwätzer seit dem großen Zusammenbruch geworden ist.«

Kuseler lief zornrot an. »Das ist etwas…«

»… ganz anderes«, ergänzte Thorsten und wandte sich zum Gehen, »ich weiß, ich weiß – und ich kann es nicht mehr hören!«

»Was wissen Sie denn von der kommunistischen Bewegung in den Siebzigern? Damals waren Sie doch noch ein Kleinkind!«

»Richtig, doch erstens gibt es massenhaft Publikationen darüber, und zweitens habe ich mich erst kürzlich mit einem zuverlässigen Zeitzeugen unterhalten. Einen schönen Tag noch, Herr Kuseler.«

Beim Verlassen des Büros fiel Steiners Blick auf eine besonders scheußliche, etwa fünfzig Zentimeter hohe Porzellanskulptur, die in einem Wandregal stand: eine unbekleidete schwangere Frau, der man einen Sack über den Oberkörper gestülpt hatte.

»Anonyme Fruchtbarkeit« stand auf einem Schildchen, das am Regal angebracht war. Thorsten hätte andere Bezeichnungen dafür gewählt, beispielsweise »Terroristische Geiselnahme« oder »Entführtes Vergewaltigungsopfer«. Wie tief mußte man sinken, um etwas derart Geschmackloses an seinem Arbeitsplatz aufzustellen?

Er wandte sich angewidert ab, beobachtete aber noch aus dem Augenwinkel heraus, wie die Skulptur leicht in Bewegung geriet.

Eine optische Täuschung?

Im Hinausgehen vernahm er hinter sich ein Klirren und drehte sich um. Die Skulptur war aus dem Regal gekippt und direkt neben dem Teppichrand am Boden zerschellt. Frank Oswald Kuseler starrte fassungslos auf die Scherben, so als habe er gerade einen engen Angehörigen verloren.

»Nur gut, daß ich weit genug davon entfernt war«, murmelte Steiner, während er mit großen Schritten den langen Flur durchquerte. »Sonst hätte der Kerl womöglich behauptet, ich sei schuld daran.«

*

Noch im Auto ärgerte sich Thorsten Steiner über die Impertinenz und Selbstgefälligkeit des Unternehmers, über den »Freund«, der ihm ausgerechnet diesen Architekten empfohlen hatte – und darüber, daß er ihm nicht gleich eine runtergehauen hatte, als der ihn einen Rechtsextremisten genannt und ihn damit in die Nähe von tumben Gewalttätern gerückt hatte.

»Als ob es keine linken Radaubrüder gäbe!« grummelte er. »Häuser besetzen, Barrikaden errichten, Brände legen, Steine schmeißen – und das alles mit Taschentüchern vorm Gesicht, weil sie sich nicht trauen, ihre feigen Fressen zu zeigen!«

… zweitens habe ich mich erst kürzlich mit einem zuverlässigen Zeitzeugen unterhalten, hatte eines von Thorstens Argumenten gelautet – über das er im nachhinein schmunzelte. *Erst kürzlich*. Dabei lag das letzte Gespräch mit seinem Vater schon zehn Jahre zurück.

So lange kam es Thorsten gar nicht vor, ihm fehlten ja zwischendrin einige Jahre. Jahre, die er seinem persönlichen Empfinden nach nie erlebt hatte. Was war in dieser Zeit geschehen? Hatte er im Koma gelegen? Wer hatte sich währenddessen um ihn gekümmert?

Gegen die Komatheorie sprach seine gute körperliche Verfassung nach seinem Erwachen in der tibetischen Arztpraxis. Vor seinem Aufbruch im Himalaja war er ein antriebsloser Pragmatiker gewesen. Nach seiner Rückkehr hatte er sich so gut gefühlt wie nie zuvor: sportlicher, selbstbewußter, energischer…

Phukor. Dieses Wort hatte Thorsten Steiner nie vergessen. Sein Vater hatte es in der Klinik oft gebraucht, auf eine geheimnisvolle Weise, im Zusammenhang mit dem Kloster von Agarthi. Dietrich Steiner hatte von drei Jahren gesprochen, die man benötigte, um mit dem *Phukor* eins zu werden.

Hatte Thorsten das Kloster letztlich doch noch erreicht? Was war dort geschehen? Warum erinnerte er sich nicht mehr daran?

Und die wichtigste Frage: Wo war sein Vater abgeblieben? Seit Thorstens damaliger Genesung hatte er sich nicht mehr sehen lassen. Zum letzten Mal waren sich die beiden Anfang Juli 1998 in der Reha-Klinik begegnet. Nachts, wie gewohnt. Danach schien sich Dietrich in Luft aufgelöst zu haben.

War er im Dienst der mysteriösen Organisation, für die er arbeitete, ums Leben gekommen? Die Zahlungen an Thorstens Mutter liefen jedenfalls weiter.

Thorsten verspürte erneut Kopfschmerzen. Die Ablenkung durch den Besuch beim Architekten verlor offenbar ihre Wirkung. Nun halfen nur noch echte Tabletten. Zum Glück befand er sich auf dem Weg ins Marienhospital.

Kapitel 5

Krankenhäuser gehörten zu den Orten, die Thorsten Steiner lieber von außen sah, im Vorüberfahren. Nachdem man ihn auf dem Schulhof zusammengeschlagen hatte, hatte sich ein längerer Aufenthalt in einer Klinik nicht umgehen lassen. Diesmal kam er glücklicherweise nur auf Besuch.

Das Marienhospital war für seine gute Unfallchirurgie bekannt, Dr. Krings war hier in besten Händen. Am Empfang erfuhr Thorsten, daß man ihn in einem Privatzimmer auf der chirurgischen Station untergebracht hatte. Er bedankte sich für die Auskunft und begab sich dorthin.

Als Steiner vor dem betreffenden Zimmer eintraf, stieß er vor der Tür beinahe mit einem Arzt zusammen, der gerade herauskam. Der Mann hatte breite Schultern, und seine Gesichtszüge ähnelten denen einer Bulldogge. Seine weiße Hose war ihm etwas zu weit, ebenso sein sauberer Arztkittel, der mit großen Seitentaschen ausgestattet war, in denen man sicherlich viel Platz fürs Stethoskop hatte. Auf seinem Namensschild stand »Dr. Schmidt«. All das erfaßte Thorsten innerhalb weniger Sekunden, er verfügte über eine gute Beobachtungsgabe.

»Sind Sie ein naher Verwandter?« fragte der Doktor den Besucher leicht nervös und zog die Tür hinter sich zu. »Andernfalls darf ich Sie nicht hineinlassen.«

»Warum nicht?« wunderte sich Thorsten. »Es ist doch Besuchszeit.«

»Kennen Sie Doktor Krings gut?« fragte der Arzt, der einen leichten rumänischen Akzent hatte. »Sind Sie ein Freund von ihm?«

»Er hat mich zu sich gebeten, um mit mir etwas Geschäftliches zu besprechen«, antwortete Steiner. »Geht es ihm nicht

gut? Dann komme ich selbstverständlich ein andermal wieder.«

»Das wäre sinnlos«, erwiderte der Mediziner. »Der Patient ist leider an den Unfallfolgen gestorben.«

»An den Unfallfolgen?« wiederholte Thorsten ungläubig. »Bei einem gebrochenen Fuß?«

»Es gab einige Komplikationen. Weitere Auskünfte kann ich Ihnen nicht geben, da Sie nicht mit ihm verwandt sind, tut mir leid.«

Thorsten hatte Verständnis dafür. Er verabschiedete sich und machte sich auf den Weg zum Ausgang.

Noch bevor er die Station verließ, befiel ihn ein merkwürdiges Gefühl. Er spürte, daß hier irgend etwas nicht stimmte. An der Geschichte des Arztes war etwas faul, oberfaul sogar.

Also wandte er sich um und ging noch mal zurück. Dr. Schmidt begegnete ihm nicht mehr. Krings' Zimmertür war geschlossen. Thorsten drückte die Klinke herunter und trat ein.

Was er sah, versetzte ihm einen gehörigen Schock. Alles war voller Blut – so hatte er sich immer die Hölle vorgestellt!

Auf einem blutverschmierten Bett erstreckte sich etwas, das nur noch bedingt als Mensch zu erkennen war: ein bis zur Unkenntlichkeit entstellter Mann in einem blutigen Schlafanzug. Man hatte ihm sämtliche Knochen im Leib kurz und klein geschlagen.

Thorsten ging näher heran. Das zerbrochene Menschengestell lag in den letzten Zuckungen. Um zu erkennen, daß hier jede Hilfe zu spät kam, mußte man kein Arzt sein.

Obwohl sein Kopf schwerste Verletzungen aufwies, schien der Mann seine Lippen zu bewegen. Thorsten war erstaunt über diese letzte Kraftanstrengung. Wollte ihm der Sterbende vielleicht noch etwas sagen?

Er beugte sich zu ihm herab und hielt sein Ohr dicht an den Mund des Todgeweihten. Eine Haarsträhne, mehr blutrot als blond, berührte seine Wange.

Sekunden später tat der Mann im Bett seinen letzten Atemzug…

Steiner schaute sich im Raum um. Die dem Bett am nächsten gelegene Wand war voller Blutspritzer. Der Mörder hatte offen-

bar mit enormer Kraft zugeschlagen, immer und immer wieder. Auch der Nachtschrank und ein Teil des Fußbodens waren blutbespritzt.

Thorsten entdeckte einen Baseballschläger in einer Ecke des Zimmers. Gleich daneben lag eine Plastiktüte mit der Werbeaufschrift eines deutschlandweit bekannten Supermarkts. An der Tüte befanden sich Blutflecken. Der Schläger war geradezu in Blut getränkt.

Steiner spürte, wie ihm übel wurde. Mit einer Gesichtsfarbe wie vom Grauschimmel befallenes Brot taumelte er aus dem Zimmer. Die Stationsschwester erblickte ihn und eilte ihm zu Hilfe.

»Geht es Ihnen nicht gut?« fragte sie fürsorglich. »Was ist passiert?«

Thorsten war außerstande, einen Ton zu sagen. Stumm deutete er auf die offenstehende Zimmertür und ließ sich auf eine Sitzbank fallen.

Die Schwester ging hinein – und stieß einen gellenden Schrei aus. Als sie wieder herauskam, sah sie Thorsten voller Abscheu und Entsetzen an. *Was haben Sie getan?* stand in ihren Augen geschrieben.

Vom Schrei angelockt kamen mehrere Patienten und ein Assistenzarzt herbeigeeilt.

Die Stationsschwester deutete auf Thorsten: »Ruft die Polizei! Dieser Mann hat Dr. Krings umgebracht!«

*

Die Polizei verhörte Thorsten Steiner zunächst vor Ort und führte ihn dann ab – glücklicherweise nicht in Handschellen wie in einem schlechten Krimi.

Im Polizeipräsidium am Jürgensplatz wurde das Verhör fortgesetzt. Zwei Beamte in Zivil – einer recht konservativ, der andere etwas legerer gekleidet – übernahmen die weiteren Ermittlungen. Thorsten wiederholte seine Aussage, die er bereits im Hospital gemacht hatte. Wahrheitsgemäß schilderte er, was passiert war.

Im Verlauf des Gesprächs legte der Legere ein höflicheres Benehmen an den Tag als sein seriös wirkender Kollege, der offenbar keine Lust hatte, nach dem wahren Täter zu suchen und viel lieber den erstbesten Verdächtigen überführt hätte, um die Akte schließen zu können. Thorsten registrierte das, ohne darüber verwundert zu sein; aufgrund seiner vielfältigen beruflichen Erfahrungen wußte er, daß es ein Fehler war, Menschen nur nach ihrem Äußeren zu beurteilen.

Um seine eigene Kleiderordnung war es augenblicklich nicht so gut bestellt, er trug lediglich Schuhe, Strümpfe und Unterwäsche. Jacke, Hemd und Hose hatte man ihm abgenommen, um alles sofort im Labor zu untersuchen. Diese Situation war ihm in keiner Weise peinlich, denn er war auch unter seiner Oberbekleidung stets korrekt angezogen.

»Ich würde Ihnen ja gern glauben, Herr Steiner, ehrlich, doch Ihre Aussage weist einige Ungereimtheiten auf«, sagte der Höfliche, der sich ihm als Kommissar Göbel vorgestellt hatte. »Ihr Geschäftspartner Schneider, mit dem ich vorhin telefonierte, war über Ihre Verabredung mit Doktor Krings im Marienhospital sehr erstaunt, davon hörte er zum erstenmal.«

»Wolfgang hat von meinem Telefonat mit Dr. Krings nichts mitbekommen, weil er gerade interviewt wurde. Das können Sie gern nachprüfen. Und wenn Sie einen Blick in meinen Terminkalender werfen, werden Sie darin Krings' Namen finden, denn wir hatten uns ursprünglich in meinem Büro verabredet. – Was kommt Ihnen sonst noch spanisch vor? Ich helfe Ihnen gern, jeden Verdacht gegen mich zu entkräften, denn ich habe weiß Gott Besseres zu tun, als stundenlang hier im Verhörzimmer herumzusitzen.«

»Obwohl Schmidt hierzulande ein sehr gebräuchlicher Name ist, gibt es in der gesamten Klinik keinen Arzt, der so heißt, und auch sonst keinen Mitarbeiter, zu dem Ihre Personenbeschreibung passen würde. Außer Ihnen hat diesen Mann also niemand bemerkt. Dem ersten Anschein nach wurde das Opfer mit dem im Zimmer aufgefundenen Baseballschläger niedergemetzelt, Näheres wird die Obduktion ergeben. Angesichts der Sauerei rund ums Bett müßte die Kleidung des Täters voller Blut gewe-

sen sein. Ihrer Aussage nach trug der vermeintliche Arzt aber einen blütenweißen Kittel. Wie erklären Sie sich das?«

»Wäre es nicht eigentlich Ihre Aufgabe, nach Erklärungen zu suchen?« erwiderte Thorsten. »Schließlich sind Sie die Polizei, nicht ich.«

Es gab Zeiten, da hätte er sich solche Erwiderungen verkniffen, um keinen Ärger zu bekommen – mittlerweile sprach er aus, was er dachte. Im stillen aufzumucken war völlig sinnlos, weil es niemand hörte.

»Werden Sie nicht frech!« mischte sich Kommissar Ehrhorn, der zweite Vernehmungsbeamte, ein. »Wir können auch anders!«

Steiner blieb ruhig, so leicht ließ er sich nicht aus der Fassung bringen.

»Natürlich habe ich mir inzwischen meine Gedanken zu dem Vorfall gemacht, schließlich war ich der erste am Tatort – und der einzige, der den Mörder gesehen hat. Ich schätze, das Ganze hat sich so abgespielt: Als erstes schlug der Täter seinem schlafenden Opfer den Kehlkopf ein, damit es nicht schreien konnte. Ob er Dr. Krings gleich danach den Schädel zertrümmerte oder sich erst am Rest des Körpers austobte, das wird man sicherlich bei der Obduktion feststellen. Selbstverständlich trug der Mörder Handschuhe. Die sauberen Kleidungsstücke in Übergröße hatte er in dem Plastikbeutel mitgebracht, der neben dem Schläger gefunden wurde.

Im Anschluß an seine Abschlachtorgie kippte er den Beutel in einer Zimmerecke aus, die frei von Blutspritzern war. Die Blutflecken an der Tüte stammen von den Handschuhen, Fingerabdrücke werden Sie höchstwahrscheinlich keine finden. Der Mörder zog die Handschuhe vorsichtig aus, indem er sie auf links faltete, damit seine Hände nicht mit dem Blut daran in Berührung kamen. Dann streifte er Arztkittel und Arzthose über seine eigene Kleidung, steckte die Handschuhe in die großen Seitentaschen und beeilte sich, vom Tatort wegzukommen, bevor sich die ersten Blutflecken unter seiner weißen Oberbekleidung abzeichneten. Daß ich ihn an der Tür aufhielt, war nicht eingeplant; er war sichtlich nervös und hätte mich vermutlich

ebenfalls angegriffen, hätte ich mich nicht abwimmeln lassen. Nachdem ich fort war, machte er sich über die Nottreppe oder einen Nebeneingang auf und davon.«

Kommissar Ehrhorn klatschte demonstrativ in die Hände. »Bravo, gut gemacht! Ist Ihnen das alles spontan eingefallen, oder haben Sie sich den Text schon vor dem Mord zurechtgelegt? Übrigens haben Sie die Fußbekleidung vergessen. Blutspritzer auf seinen Schuhen wären Ihnen doch sicherlich aufgefallen, nicht wahr?«

»Vielleicht trug er während der Tat Plastiküberzieher, die er hinterher ebenfalls in die Seitentaschen seines Kittels stopfte«, entgegnete Thorsten gelassen. »Seinen Kopf könnte er mit einer Duschhaube geschützt haben, und das Gesicht hat er sich mit einem Tuch abgewischt, was weiß ich. Ich äußere lediglich Vermutungen, ermitteln müssen Sie schon selbst.«

»Es könnte tatsächlich so gewesen sein«, kam Kommissar Göbel einer Erwiderung seines gleichrangigen Kollegen zuvor. »Somit gibt es keinen Grund, Sie länger als nötig festzuhalten, Herr Steiner. Sobald das Labor grünes Licht gibt, können Sie gehen.«

»Aber sollte man Blutspuren an Ihrer Kleidung finden, spendieren wir Ihnen einen Gratisaufenthalt in einer wenig komfortablen Zelle«, drohte Ehrhorn.

»Aus der mich mein Anwalt in weniger als einer Stunde wieder herausholt«, kündigte Thorsten an. »Ein paar kleine Blutflecken machen mich noch lange nicht zum Hauptverdächtigen, schließlich habe ich mich dem Schwerverletzten genähert und mich über ihn gebeugt, weil ich das Gefühl hatte, er würde mir noch etwas sagen wollen. Wäre ich der Mörder, hätten meine Sachen über und über mit Blut verschmiert sein müssen.«

Beide Kommissare horchten auf.

»Dr. Krings hat Ihnen etwas anvertraut?« hakte Göbel nach. »Dieses Detail haben Sie uns bislang verschwiegen.«

»Der Mann war so gut wie tot und konnte nicht mehr sprechen. Wahrscheinlich habe ich mir seine Lippenbewegungen nur eingebildet. In seinem Zustand hat er mich mit Sicherheit gar nicht mehr wahrgenommen.«

Bald darauf erhielt Thorsten seine Kleidungsstücke zurück und durfte sich wieder anziehen.

»Verlassen Sie nicht die Stadt«, forderte Kommissar Ehrhorn ihn auf – eine Anordnung, die in Deutschland rechtlich nicht bindend war und daher von Steiner auch nicht kommentiert wurde.

Auf dem Hof des Präsidiums atmete er erst einmal tüchtig durch, trotz der Autoabgase, die in der Luft lagen.

Thorsten hatte nichts getan, demzufolge hatte er sich auch nichts vorzuwerfen – abgesehen von einer Lüge bei der Vernehmung. Er hatte behauptet, Dr. Krings habe nichts mehr sagen können. Das entsprach nicht der Wahrheit. Der Sterbende hatte noch ein einziges Wort herausgebracht.

Orkult.

Steiner hatte diesen fremdartigen Begriff schon zweimal gehört – in Katmandu und bei seiner Begegnung mit dem schwebenden Engel.

Obwohl sein Zusammentreffen mit dem Joschi nicht zu dem Teil seines Lebens gehörte, den er aus dem Gedächtnis verloren hatte, hatte er jenes seltsame Vorkommnis bis heute verdrängt. Nun war es wieder da! Thorsten mußte unbedingt herausfinden, was es damit auf sich hatte.

Zunächst einmal brauchte er allerdings etwas Ruhe – und jemanden, der ihn liebte und ihm zuhörte: Mandy.

*

Es war früher Abend, als Steiner kurz in seinem Büro vorbeischaute. Sein Partner arbeitete noch.

Thorsten berichtete ihm von dem Erlebnis im Krankenhaus und dem Verhör.

Eigentlich hatte er am nächsten Morgen nach Atlanta fliegen wollen, um sich mit dem Vorstand einer großen US-Firma zu treffen, die Ausschau nach deutschen Talenten hielt, aber nach allem, was er durchgemacht hatte, fühlte er sich dieser Aufgabe momentan nicht gewachsen. Daher bat er Wolfgang Schneider, den Großauftrag zu übernehmen.

»Ich muß erst einmal den Kopf freibekommen. Außerdem will ich die Ermittlungsbehörden nicht unnötig provozieren, schließlich hat man mich aufgefordert, in Düsseldorf zu bleiben. Meinen Flug nach Atlanta könnten die beiden Kommissare als Fluchtversuch auslegen und Untersuchungshaft gegen mich beantragen.«

»Selbstverständlich springe ich für dich ein«, entgegnete Schneider. »Besser, ich verschiebe einige unwichtigere Termine, als daß wir das Riesengeschäft in den Staaten platzen lassen. Mit einem Abschluß in Atlanta könnten wir ganz groß rauskommen. Man wird unsere Namen in der gesamten Branche nur noch mit Ehrfurcht aussprechen.«

»Sind wir denn nicht schon erfolgreich genug?« erwiderte Thorsten lächelnd.

Wolfgang rieb Daumen und Zeigefinger aneinander. »Geld stinkt nicht, mein Lieber, und die Amis sind bekanntlich recht großzügig, solange man ihnen gibt, was sie wollen.«

»Manchmal komme ich mir wie ein Verräter am eigenen Volk vor«, sinnierte Steiner. »Wir locken Spitzenkräfte vom deutschen Markt weg und vermitteln sie an ausländische Firmen. Dadurch sind die hiesigen Unternehmen gezwungen, ebenfalls in anderen Ländern nach geeignetem Fachpersonal zu suchen – und bevor man sich's versieht, sitzt hierzulande vor jedem zweiten Computerbildschirm ein Inder. Kein Wunder, daß behauptet wird, wir Deutschen seien zu ungebildet, weil es bei uns angeblich nicht genügend eigene Fachkräfte gibt. Doch es gibt sie sehr wohl – die setzen sich nur alle ins Ausland ab. Wäre es nicht unsere staatsbürgerliche Pflicht, dagegenzuwirken? Statt dessen verdienen wir uns mit unserer Vermittlungstätigkeit eine goldene Nase.«

Wolfgang, der sich überwiegend um den Bereich der Unternehmensberatung kümmerte, hatte kein Problem damit, die bestehende Situation zum Geldverdienen zu nutzen, er hatte sie ja schließlich nicht verursacht. Seine Prioritäten richtete er, wie er betonte, strikt nach denen der regierenden Politiker aus: Erst kam das eigene finanzielle Wohlbefinden, dann die Verantwortung als Staatsbürger.

»Selbst wenn ich wollte, könnte ich daran nichts ändern, Thorsten. Es steht mir nicht zu, den Unternehmen vorzuschreiben, wen sie einstellen sollen und wen nicht. Meine Funktion ist ausschließlich beratender Natur. Wenn ich hinzugerufen werde, ist das Kind ohnehin bereits in den Brunnen gefallen, weil es der unfähige Vorstand versäumt hat, Spitzenleute mit attraktiven Arbeitsbedingungen und einer guten Bezahlung zu ködern. Wer einen Unternehmensberater engagiert, befindet sich meist schon auf dem absteigenden Ast und möchte nichts mehr hören von Neueinstellungen und zusätzlichen Investitionen. Meine Klienten erwarten vor allem eins von mir: drastische Sparvorschläge. Ich bin sozusagen ihr Priester, der die längst beschlossenen Entlassungen gefälligst absegnen soll, damit sie selbst kein schlechtes Gewissen haben müssen. Einmal – nur ein einziges Mal! – möchte ich so rechtzeitig gerufen werden, daß ich das betreffende Unternehmen nicht mit fragwürdigen Mitteln vor der totalen Pleite retten muß, sondern es erfolgreich wiederaufbauen kann.«

»Und ich dachte schon, ich wäre der einzige, den unser Beruf manchmal frustriert«, sagte Steiner. »Bevor ich womöglich anfange, dich noch mehr zu bedauern als mich selbst, gehe ich lieber nach Hause.«

Beide Männer verabschiedeten sich. Thorsten wünschte seinem Partner viel Erfolg in den USA.

*

Mandy Winter, die eigentlich Marianne hieß, war eine teuflisch schöne Frau, die sich perfekt darauf verstand, Männern den Kopf zu verdrehen. Die schlanke, wohlgeformte Achtundzwanzigjährige hatte zwar nicht alles, was sie sich wünschte, aber immerhin war sie gut versorgt – dank ihres erfolgreichen Partners, der sie verwöhnte und es ihr an nichts fehlen ließ, weder an einer teuer eingerichteten geräumigen Wohnung noch an einem eigenen Auto der Extraklasse.

Am wichtigsten war ihr jedoch ihr Atelier, das sich im gleichen Haus befand wie das Loft, das sie gemeinsam mit Thorsten

Steiner bewohnte. Hier oben, ein Stockwerk über der Wohnung, konnte sie nach Herzenslust ihren künstlerischen Neigungen nachgehen. Oder ungestört stundenlang mit ihrer drei Jahre jüngeren Münchener Freundin Sandy Diekhoff, die eigentlich Sandra hieß, telefonieren.

Thorsten konnte Sandy nicht ausstehen. Wann immer sie auf Besuch kam, gerieten sich die beiden in die Wolle. Sandy war der Typ Mensch, der anderen gern und wortreich die Welt erklärte. Ihre Sicht der Dinge war alleinseligmachend, davon abweichende Standpunkte ließ sie nicht gelten.

Thorsten hingegen war ein ewig Suchender, der Meinungsvielfalt zu schätzen wußte und dazu neigte, die Dinge zu hinterfragen.

Nach Sandys Auffassung waren Männer ein notwendiges Übel, das man als Frau nur dann über sich ergehen lassen sollte, wenn es keine andere Möglichkeit gab, sich einen angemessenen Lebensstil zu finanzieren. Setzte man »gut« mit »vermögend« gleich, stammte sie aus gutem Hause. Dadurch war sie bisher noch nie in die Verlegenheit gekommen, Geld mit ehrlicher Arbeit verdienen zu müssen – Papa gab ihr alles, was sie brauchte.

»Demnach läßt auch du dich von einem Mann aushalten«, hatte Mandy kürzlich zu ihr am Telefon gesagt. »Väter sind schließlich ebenfalls männlichen Geschlechts.«

»Aber man muß nicht länger als nötig mit ihnen zusammenwohnen«, hatte Sandy erwidert, die mit knapp achtzehn Jahren aus dem Elternhaus ausgezogen war. »Auch Ehemänner sollte man nur so lange ertragen, wie man unbedingt muß. Thorsten drei bis fünf Jahre deines Lebens zu opfern halte ich für mehr als ausreichend, damit hättest du deine Schuldigkeit als gehorsames Eheweibchen getan. Dir mehr abzuverlangen wäre überaus egoistisch von ihm. Nach der Scheidung gehört dir automatisch die Hälfte von allem, was er verdient, vorausgesetzt, du warst nicht so dumm, dir einen Ehevertrag aufschwatzen zu lassen.«

Sandy war keine Frau, die ein Blatt vor den Mund nahm, weshalb sie ihre männerfeindlichen Ansichten selbst in Thor-

stens Gegenwart fortwährend zum Besten gab, so als ob er gar nicht vorhanden sei.

Eines Nachmittags war ihm der Kragen geplatzt – er hatte sich ihre Unverschämtheiten nicht länger bieten lassen, sie eine »Lesbe und Kampfemanze« genannt und aus der Wohnung gewiesen. Zudem hatte er ihr verboten, seine vier Wände jemals wieder zu betreten. Nicht einmal in ihrem Atelier durfte Mandy Sandy seither empfangen.

Thorstens Freundin hielt sich an sein Verbot, zumindest nach außen hin. Sie wollte es sich nicht mit ihm verderben – man mußte jemanden immer noch zuerst heiraten, um sich von ihm scheiden lassen zu können.

In ihrer »künstlerischen Arbeit« ging Mandy Winter voll auf. Sie war fest überzeugt, daß ihr irgendwann der ganz große Wurf gelingen würde. Schließlich konnte jeder mittelmäßig Talentierte wenigstens für einen Tag ein Superstar werden. Nötigenfalls mußte man halt mit dem nicht minder mittelmäßigen Talentsucher schlafen – was auch Männern nicht verwehrt war, angesichts der Bisexualität einiger dieser berufsmäßigen Sprücheklopfer.

Mandy war sich ihrer künstlerischen Mittelmäßigkeit sehr wohl bewußt, doch es machte ihr nichts aus. Viel schlimmer war, daß sie sich für keinen bestimmten Kunstbereich entscheiden konnte.

Angefangen hatte sie mit Skulpturen, die sie mit viel Sorgfalt aus Draht und kleineren Metallteilen gefertigt hatte. Einigen davon hatte man sogar ansehen können, was sie darstellten. Vielleicht war das ja der Grund, warum sie für ihre Arbeiten keinen Aussteller gefunden hatte.

Nach einem ernüchternden Besuch in mehreren »Museum of Art«-Instituten hatte sie all ihre mühevoll angefertigten Skulpturen zerstört und die Überreste der Müllhalde übergeben. Wozu sich anstrengen, wenn es andere Kreative mit weniger, fast gar keiner Arbeit schafften, die Kunstwelt zu veräppeln? Einfach gestrickte Werke wie »Auf Schachteldeckel geklebter Bindfaden«, »Schwarzer Strich auf weißem Leinensack«, »Gläserne Stellwand mit Klebebandstreifen« oder »Dahingeworfene See-

mannstaue« fanden viel Anerkennung bei aufgeblasenen, selbstverliebten Kunstfans, und man erzielte damit zudem gute Preise.

Innerhalb einer Woche schuf Mandy zahlreiche Glanzstücke wie »Zerbrochene Streichhölzer«, »Fallengelassenes Butterbrot« oder »Urin auf Toilettenpapier«, die sie sowohl im Originalzustand als auch abfotografiert bei einer von Thorsten finanzierten Ausstellung in gemieteten Räumlichkeiten zur Schau stellte. Schon bald mußte sie jedoch einsehen, daß ihr etwas sehr Wichtiges fehlte, um es anderen Nichtskönnern gleichzutun: der berühmte Name. Kein Schwein kannte Mandy Winter, und es wollte sie auch niemand kennenlernen.

Nach einem kurzen Ausflug in den künstlerischen Sektor »Performance«, der ihrem Hang zur Selbstdarstellung sehr nahe kam, hatte sie dann angefangen zu malen…

Thorsten Steiner konnte den langweiligen Bildern seiner Freundin Mandy rein gar nichts abgewinnen. Sie strengte sich zwar redlich an, ein zweiter Picasso zu werden, aber auch dessen Werke hatte er noch nie ausstehen können. Den guten Pablo hätte er sich höchstens als Wertanlage zugelegt – und das Gemälde anschließend in die Abstellkammer verbannt.

Seit er im Büroflur des spinnerten Architekten mit einem Einstein auf der Toilette konfrontiert worden war, dankte Steiner den Göttern der Kunstwelt für Mandys Einfallslosigkeit. Sollte sie jemals auf den Gedanken kommen, ähnlich geschmackvolle Bilder wie Kuselers Freundin Celine zu produzieren, half nur noch eins: das Atelier abfackeln.

In letzter Zeit stimmte es zwischen Thorsten und Mandy nicht mehr so richtig, weshalb er immer mehr Überstunden im Büro machte. Zwar sehnten sich beide nach einer innigen Verbundenheit zu zweit – sie bedrängte ihn regelrecht mit ihrem Heiratswunsch –, aber ihre jeweiligen Vorstellungen von Ehe klafften weit auseinander. Sowohl sie als auch er versprachen sich von einer festen Bindung in erster Linie Sicherheit, doch anscheinend verstanden sie darunter nicht dasselbe.

Mandy wollte mit der Eheschließung vor allem ihren teuren Lebensstil absichern. Ein gutverdienender Ehemann war der Garant für eine finanziell gesicherte Existenz bis ins hohe Alter.

Selbst als Toter war er einem noch von Nutzen: als Garant einer Witwenrente.

Thorsten hingegen wollte heiraten, um sicherzustellen, daß er zeit seines Lebens eine treue Kameradin an seiner Seite hatte, die mit ihm durch dick und dünn ging und auch dann unverbrüchlich zu ihm hielt, wenn sich alle anderen von ihm abwandten. Seine zukünftige Ehefrau sollte zuhören können, falls er jemanden zum Aussprechen brauchte – so wie auch er bereit war, ihre Sorgen und Nöte ernst zu nehmen und ihr Hilfestellung zu leisten, wenn sie in Bedrängnis geriet.

Doch um Freud und Leid miteinander zu teilen, benötigten beide wenigstens ein Minimum an gemeinsamen Interessen – und genau daran haperte es. Was in Thorstens Firma vorging, wollte Mandy gar nicht wissen, und umgekehrt war es Thorsten völlig egal, ob sich Mandy als Künstlerin frei entfalten und etablieren konnte.

Warum sucht sie sich keine Arbeitsstelle? fragte er sich oft. Ihre künstlerischen Aktivitäten hatten ihr bisher 0,00 Cent eingebracht und kosteten ihn haufenweise Geld. Daran, ihm wenigstens eine kleine Gegenleistung zu liefern, indem sie beispielsweise für ihn kochte und lästige Hausarbeiten übernahm, dachte sie nicht einmal im Traum.

Um seine Wohnung und das Atelier kümmerte sich eine Raumpflegerin, und seine Mahlzeiten nahm er grundsätzlich außerhalb ein.

*

Als Steiner nach dem wohl aufregendsten Tag seines Lebens aus dem Büro nach Hause kam, schwor er sich, heute jedem Streit mit Mandy aus dem Wege zu gehen. Ihm war nach Zuneigung zumute, nicht nach Zank. Seelisch angeschlagen wie er war, verspürte er das Bedürfnis nach einer Umarmung – auch gestandene Männer waren schließlich nur Menschen.

Hoffentlich hat sie sich nicht wieder über einen mißglückten Pinselstrich geärgert, dachte er, *und ist den ganzen Abend über schlecht gelaunt.*

Zu seiner Überraschung fand er sie nicht in ihrem Atelier vor. Daraufhin begab er sich nach unten in die Wohnung.

Mandy saß mit übereinandergeschlagenen Beinen auf der Couch vor einem gedeckten Tisch und sah hinreißender aus denn je. Offensichtlich hatte sie sich für Thorsten etwas besonders Aufreizendes angezogen. Damit stand für ihn fest, wo dieser Abend enden sollte: im Bett, aber ganz sicher nicht zum Schlafen.

Normalerweise hatte er nichts dagegen, Mandy war dort eine echte Künstlerin, doch heute stand ihm der Sinn eher nach Reden. Vielleicht konnte sie ihm dabei helfen, sein schreckliches Erlebnis zu verarbeiten.

»Was feiern wir denn?« fragte Thorsten, nachdem er seiner Freundin einen Begrüßungskuß gegeben hatte. »Du scheinst sämtliche Delikatessengeschäfte der Stadt geplündert zu haben.«

»Ich habe uns lediglich ein paar Kleinigkeiten anliefern lassen, um dich gebührend zu verabschieden«, entgegnete sie lächelnd. »Du wirst schätzungsweise vier bis fünf Tage in Atlanta bleiben. Damit du mich genauso vermißt wie ich dich, möchte ich dir einen grandiosen Abend bereiten – und eine noch grandiosere Nacht.«

»Das ist sehr lieb von dir, ich kann heute etwas Zuspruch gut gebrauchen«, erwiderte Thorsten und setzte sich zu ihr. »Du glaubst nicht, was mir zugestoßen ist…«

»Vergiß doch mal deine Arbeit für ein paar Stunden«, schnitt Mandy ihm das Wort ab, in einem Tonfall, der keinen Zweifel offenließ, daß sie seine Probleme nicht im geringsten interessierten. »Entspanne dich und genieße das gute Essen – und mich als Nachspeise. In den USA wirst du dich nach einem so leckeren Dessert sehnen.«

»Wohl kaum, denn ich fliege morgen nicht. Wolfgang kümmert sich um den Auftrag. Ich bin seelisch nicht in der Verfassung…«

»Das ist hoffentlich nur ein Scherz!« unterbrach Mandy ihren Freund ein weiteres Mal. »Ich habe die Tage deiner Abwesenheit bereits verplant!«

»Und inwiefern störe ich deine Pläne?« fragte Thorsten verwundert. »Du kannst doch auch tun und lassen was du willst, wenn ich hierbleibe.«

»Nicht alles«, widersprach sie ihm. »Sandy kann ich nur dann einladen, wenn du auf Geschäftsreise bist, weil ihr beide euch nicht vertragt. Sie trifft morgen hier ein und wird für eine Weile bei uns wohnen.«

»Das wird sie nicht!« sagte Thorsten wütend und sprang auf. »Ich empfinde es als einen Vertrauensbruch, daß du Sandra zu uns einlädst, obwohl ich ihr verboten habe, jemals wieder meine Wohnung zu betreten. Du mußt das nicht gutheißen, aber ich erwarte von dir, daß du meine Regeln respektierst. Statt dessen nutzt du jede sich bietende Gelegenheit, um dir hier mit deiner Freundin eure Sandy-Mandy-Welt einzurichten!«

»Deine Regeln, deine Wohnung!« regte Mandy sich auf. »Nur weil du den Mietvertrag für das Loft unterschrieben hast und die Miete bezahlst, bestimmst du nicht allein, wer auf Besuch kommen darf und wer nicht. Das ist *unsere* Wohnung, kapiert? Und wo wir gerade von *uns* reden: Eigentlich hatte ich dir heute abend einen Heiratsantrag machen wollen, aber diesen romantischen Augenblick hast du soeben gehörig verpatzt! Bevor ich dich heirate, mußt du dein Verhalten mir gegenüber erst einmal grundlegend ändern – so wie deine gesamte Lebenseinstellung.«

Sie erwartete, daß Thorsten sie jetzt in die Arme nehmen und sich bei ihr für den verdorbenen Abend entschuldigen würde, doch der schaute sie nur mit ungläubiger Miene an.

»Du wolltest mir einen Antrag machen? Wäre das nicht eigentlich mein Part?«

»Leben wir im Mittelalter? Heutzutage sind Heiratsanträge von Frauen durchaus üblich. Siehst du denn nie fern?«

»Nur wenn ich muß«, schlug Thorsten versöhnlichere Töne an. »Laß uns bitte nicht weiterstreiten, Mandy, nach allem, was ich heute erlebt habe, brauche ich dringend etwas Harmonie. Mich verfolgt der Anblick einer blutigen Leiche.«

»Das ist typisch für dich«, hielt Mandy ihm vor. »Ich möchte übers Heiraten reden, und du versuchst vom Thema abzulenken. Zufällig habe ich aber keine Lust, mich mit dir über eure ag-

gressiven, blasphemischen Werbekampagnen zu unterhalten. Ich möchte über unser künftiges Zusammenleben reden. Wir werden heiraten – weil wir heiraten *müssen!*«

»Willst du damit andeuten, du bekommst ein Baby?« fragte Thorsten entsetzt. »Das ist unmöglich! Ich habe mich nur deshalb von dir zum Verzicht auf Kondome bewegen lassen, weil du mir hoch und heilig versprochen hast, die Pille zu nehmen.«

»Dann verrate ich dir jetzt ein Geheimnis«, spöttelte Mandy. »Die Menschen neigen manchmal dazu zu lügen. Willkommen im dritten Jahrtausend, mein Lieber!«

»Du hast die Pille heimlich abgesetzt? Ohne mich zu informieren?«

»So ist es. Komm schon, das ist doch nur halb so schlimm;, wir wollten doch sowieso heiraten. Setz dich wieder zu mir, damit wir das Ereignis gebührend feiern können – mit einem perfekten Abendessen und einer erotischen Nacht.«

Für mehrere Augenblicke wußte Thorsten nicht, wie er sich jetzt verhalten sollte. Mandy umarmen? Weglaufen? Sie rauswerfen?

Die dritte Möglichkeit gefiel ihm am besten. »Du kannst allein zu Abendbrot essen. Betrachte dieses immens teure Menü als deine Henkersmahlzeit.«

»Willst du mich etwa umbringen?« verspottete ihn Mandy. »Mach dich nicht lächerlich, du könntest keiner Fliege etwas zuleide tun.«

»Keine Sorge, ich werde dich nicht anrühren«, entgegnete er. »Ich mache jetzt einen sehr langen Spaziergang und komme erst nach Mitternacht wieder. Bis dahin hast du genügend Zeit, um aus diesem Loft und aus meinem Leben zu verschwinden. Nimm mit, was du fürs erste brauchst, den Rest kannst du später von einem Spediteur abholen lassen. Ich bin fertig mit dir.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»Dann werfe ich nach meiner Heimkehr all deine Sachen aus dem Fenster in den Hof. Dort kannst du im Dunkeln sämtliche Kleidungsstücke, persönlichen Gegenstände und auch deinen ganzen Malerkrempel einsammeln. Und glaube besser nicht, ich meinte das nicht ernst!«

Mandy blickte ihm in die Augen und erstarrte fast zu Eis. So kalt und entschlossen hatte sie ihn noch nie erlebt.

Sie versuchte es mit der Mitleidsmasche. »Wieso bist du so kaltherzig? Ich trage ein Kind von dir unter meinem Herzen, bedeutet dir das denn gar nichts?«

»Du hast recht, ich bin ein altmodischer Mensch«, antwortete Thorsten. »Eine Frau zu schwängern und sie nicht zu ehelichen, verstößt gegen meine heiligsten Prinzipien. Allerdings bin ich überaus lernfähig. Erst vor wenigen Stunden führte ich ein Gespräch mit einem wahren Experten in Sachen Zeitgeist, und er belehrte mich, daß die Ehe ein Auslaufmodell und es heutzutage keine Schande mehr sei, uneheliche Kinder großzuziehen. Wie sagtest du doch gerade so zutreffend? Willkommen im dritten Jahrtausend, meine Liebe!«

Kapitel 6

Als Thorsten Steiner am nächsten Morgen aus dem Haus ging, war seine Wohnung »mandyfreie Zone«. Seine Verflossene hatte ihm eine Nachricht mit allen möglichen Drohungen und Verwünschungen hinterlassen, leider nicht in Form von Papier, das er mittels Zerknüllen in ein Kunstwerk hätte verwandeln können, sondern im Speicher seines Anrufbeantworters.

Nach einmaligem Abhören hatte er das Pamphlet gelöscht.

Auf der Fahrt ins Büro beschäftigten sich seine Gedanken mit seinen einstigen Aktivitäten im Duisburger Kellerstudio. Er dachte an sein altes Tonbandgerät und an das Bandarchiv mit seinen damaligen Alltagserlebnissen – und daran, daß seine Mutter schon nach einem Jahr das Studio komplett ausgeräumt und seine Sachen verkauft beziehungsweise weggeworfen hatte. Danach hatte sie den Kellerraum einem Nachbarn als zusätzlichen Lagerplatz untervermietet.

»Alle glaubten, du wärst tot, nur ich habe all die Jahre über gespürt, daß du noch lebst«, hatte Jasmin Neidenberger-Steiner ihrem Sohn nach dessen Rückkehr versichert – es fiel ihm allerdings schwer, das zu glauben.

Wolfgang Schneider hatte ihn morgens vom Flughafen aus angerufen und ihn gebeten, ihm rasch noch ein paar Unterlagen zu bringen, die er auf seinem Schreibtisch hatte liegenlassen. Anstatt in die hauseigene Tiefgarage zu fahren, parkte Steiner seinen Porsche vor dem Büro im absoluten Halteverbot, lief über die Treppe drei Stockwerke nach oben, wobei er bei jedem Schritt gleich mehrere Stufen auf einmal nahm, fand den betreffenden Umschlag auf Anhieb und eilte wieder nach draußen. Bevor er in den Wagen stieg, mußte er erst noch das Knöllchen

unter dem Scheibenwischer entfernen, weil es sonst beim Fahren seine Sicht behindert hätte.

»Eins muß man den Düsseldorfer Politessen lassen«, murmelte er, als er den Motor startete. »Sie sind schnell und gründlich – zwei Eigenschaften, die ich normalerweise zu schätzen weiß.«

Seine Begegnung mit Wolfgang auf dem Flughafen war genauso kurz wie sein Aufenthalt im Büro. Er übergab ihm den Umschlag mit den vergessenen Unterlagen unmittelbar vor dem Einchecken.

Im Flughafenrestaurant nahm Thorsten ein leichtes Frühstück zu sich. Sonderlich großen Hunger verspürte er nicht, Dr. Krings' Leiche lag ihm noch immer im Magen.

Um etwas frische Luft zu tanken, trat er auf die Aussichtsterrasse des Flughafens hinaus. Von dort aus beobachtete er, wie die Maschine nach Atlanta von der Startbahn abhob und über den Rhein flog.

Plötzlich schoß etwas Gleißendes auf das Flugzeug zu, etwas, das einen Feuerschweif hinter sich herzuziehen schien.

Sekunden später erfolgte eine Detonation, kurz darauf eine zweite.

Und Thorsten Steiner hatte eine Vision…

Der todbringende Flugkörper – spätere Untersuchungen ergaben, daß es eine Stinger-Rakete war – war in Lohausen abgeschossen worden. Der Pilot des bis auf den letzten Platz besetzten Passagierflugzeugs hatte die Rakete nicht kommen sehen. Das Geschoß traf das linke Triebwerk der Boeing 767 und brachte es zur Explosion.

Die Maschine geriet außer Kontrolle, als die Überreste des Triebwerks vom Flügel abrissen. Sie drehte sich einmal um die Längsachse und stürzte zu Boden. Für den Transatlantikflug war die Maschine vollgetankt worden. Beim Aufschlag am linken Rheinufer zerschellte das Flugzeug und ging sofort in Flammen auf. Mehr als 90 000 Liter Kerosin entzündeten sich in einem gigantischen Feuerball.

Von der Aussichtsterrasse des Flughafens aus beobachteten zahlreiche Menschen die gewaltige Explosion voller Entsetzen.

Viele von ihnen hatten Angehörige oder Freunde an Bord der Unglücksmaschine.

Einer der schockierten Beobachter war Thorsten Steiner. Der Flugzeugabsturz spielte sich direkt vor seinen Augen ab, und trotzdem konnte er es nicht glauben. Alles war so unwirklich – wie bei einem Computerspiel: Ein sanfter Tastendruck genügte, schon kam eine Rakete quer über den Bildschirm geflogen und sorgte für ein geräuschvolles Farbenspektakel am künstlich erzeugten Himmel.

Nur ganz langsam wurde Thorsten bewußt, daß da drüben am anderen Rheinufer nichts Illusorisches passiert war – der Abschuß der vollbesetzten Passagiermaschine war kein Spiel, sondern Realität.

Und die Menschen, die es beim Aufprall zerfetzt hatte, waren keine fiktiven, einem Programmiererhirn entsprungenen Phantasiepersonen, sondern echte Lebewesen, die gerade noch geatmet und gesprochen hatten.

Jetzt waren sie still.

Für immer.

Um sie herum wurde es dafür desto lauter. Die Fahrzeuge der Polizei und der Feuerwehr näherten sich dem Trümmerfeld mit heulenden Martinshörnern.

Die Aussichtsterrasse leerte sich merklich. Scharenweise machten sich Flughafenbesucher auf den Weg zur Unglücksstelle, um sich nach ihnen nahestehenden Passagieren zu erkundigen – oder einfach nur aus Schaulust.

Ohne daß er sich von seinem Standplatz am Geländer fortbewegte, erkannte Thorsten, daß es keine Überlebenden gab – er vermutete es nicht nur, er *wußte* es. Noch bevor die Rettungskräfte vor Ort eintrafen und erste Informationen weitergaben, machte er sich bereits ein vollständiges Bild vom Ausmaß des furchtbaren Unglücks.

Steiner sah verbrannte Leichen zwischen brennenden Trümmern, abgerissene Köpfe und Extremitäten, aufgeschlitzte Kehlen, entstellte Gesichter… Er vernahm das Knacken von Knochen, das Zerplatzen von Glas, das Geräusch reißenden Metalls, und er hörte das Knistern von Flammen – aber nicht einen ein-

zigen Schrei. Kein Mitglied der Besatzung und auch kein Passagier war noch in der Lage, um Hilfe zu rufen. Tote waren zum ewigen Schweigen verdammt.

Allmählich verflüchtigten sich die Schreckensszenen. Auf Thorstens Stirn hatten sich Schweißtropfen gebildet.

Er fühlte sich, als würde er soeben aus einem langen Schlaf erwachen.

Wie in Trance verließ er die Aussichtsplattform. Auf dem Weg in die Tiefgarage sah er wieder etwas klarer. Eine Erklärung für die seltsame Vision hatte er nicht. Entsprach sie überhaupt der Wirklichkeit, oder hatte es sich nur um ein Trugbild gehandelt? Lebte vielleicht doch noch jemand in dem Wrack? Wolfgang?

Sosehr er auch versuchte, die visionären Eindrücke, die er empfunden hatte, zu verdrängen und sich die Realität schönzureden, es wollte ihm nicht gelingen. Irgend etwas, das stärker und mächtiger war als er, etwas, das von außen kam und gleichzeitig in ihm war, hatte ihn *wissen* lassen, daß man an der Absturzstelle nur auf Tote stoßen würde.

Thorsten fragte sich, ob es nicht an der Zeit war, sich vor sich selbst zu fürchten.

*

Steiner hatte seinen Porsche in der Tiefgarage des Flughafens abgestellt, auf der untersten Etage, weil hier nur wenige Autos parkten, so daß die Gefahr, daß ihm jemand mit der Tür versehentlich (oder auch aus voller, neidmotivierter Absicht) eine Beule in die Flanke drückte, ziemlich gering war. Nach allem, was gerade oben am Rhein geschehen war, erschien ihm diese Sorge spießig und kleinlich. Gern hätte er seinen Wagen hergegeben, wenn dafür die Boeing mit einer läppischen Beule davongekommen wäre.

Hier unten war es menschenleer, wie er es nicht anders erwartet hatte. Die meisten Autofahrer parkten in den Stockwerken darüber, weil sie stets den ersten freien Parkplatz zu besetzen pflegten, bevor es ein anderer tat.

Thorsten fühlte sich hundeelend, er schien das Unglück wie ein Magnet anzuziehen. Gestern der Mord im Krankenhaus, heute massenhaft Tote bei einem Flugzeugabschuß – und morgen…?

Ihm war zum Schreien zumute, ein Bedürfnis, das er zunächst zu unterdrücken versuchte. Seine Erziehung verbot ihm, in der Öffentlichkeit zu brüllen.

Da aber weit und breit niemand zu sehen war, sprang er über seinen eigenen Schatten und schrie sich seinen Frust, seine Ängste und seine Trauer aus der Seele – ein Schrei, der von ganz tief unten kam, stellvertretend für all die Toten am Rheinufer, die ihn nicht mehr ausstoßen konnten.

Hinterher fühlte er sich ein klein wenig besser. Er zog seinen Autoschlüssel aus der Jacke und betätigte den elektronischen Türöffner.

Bevor er einstieg, spürte er, daß ihn jemand heimlich beobachtete.

Scheinbar befand sich doch ein anderer Autofahrer in der Nähe, vielleicht eine ängstliche Frau, die er mit seinem Benehmen verschreckt hatte.

»Sie brauchen sich nicht zu fürchten, ich bin nicht halb so wild, wie ich mich anhöre!« rief er und zwang sich zu einem Lachen, um der betreffenden Person zu signalisieren, daß er ein friedliebender Mensch war.

Thorsten bekam keine Antwort.

Hatte er sich geirrt?

Wie kam er überhaupt darauf, daß sich noch jemand hier unten aufhielt? Schließlich hatte er weder einen Schatten gesehen noch ein Geräusch gehört.

Trotzdem war er überzeugt, nicht allein zu sein. Irgendwer war ihm gefolgt und registrierte jede seiner Bewegungen.

Leider konnte Thorsten nicht ausmachen, wo sich der fremde Beobachter befand – bis er eine Überwachungskamera entdeckte. Das also war des Rätsels Lösung.

Steiner schalt sich selbst einen Narren. Es war nichts Ungewöhnliches, Parkhäuser auf diese Weise zu überwachen. Was hatte er sich da nur eingebildet?

Er stieg ein und fuhr los.

Den Mann mit dem Bulldoggengesicht, der sich hinter einem Betonpfeiler verbarg, bemerkte er nicht.

*

Auf der Fahrt zur Königsallee geriet Thorsten Steiner gleich dreimal in eine Polizeikontrolle. Nicht nur er hatte den Feuerschweif gesehen, der auf die startende Maschine zugejagt war, es gab Hunderte von Augenzeugen. Die Polizei ging von einem terroristischen Anschlag aus. In den Nachrichten wurde bereits über die El Kaida spekuliert.

Steiner und Schneider hatten sich eine Chefsekretärin geteilt. Frau Peters war mehr als nur eine Tippse, sie war sozusagen die gute Seele des kleinen Unternehmens und verfügte über ein eigenes Büro, sogar über das größte im Hause. Es war mit mehreren Schreibtischen ausgestattet, auf denen jeweils ein Computer stand. Wenn sie allein mit der vielen Arbeit nicht fertig wurde, bestellte sie kompetente Hilfskräfte bei einem auf Bürotätigkeiten spezialisierten Zeitarbeitsunternehmen. Wann und wofür sie die Aushilfen einsetzte, überließ man ihr; sie hatte völlig freie Hand in dieser Frage.

Heute hatte sie ihren freien Tag. Thorsten rief sie vom Büro aus daheim an. Die Unglücksnachricht traf Frau Peters hart, und sie bot ihm an, auf der Stelle in die Firma zu kommen.

Steiner lehnte ab. »Morgen erwartet Sie hier jede Menge Arbeit, also erholen Sie sich ruhig noch ein wenig. Heute komme ich problemlos ohne Sie zurecht, machen Sie sich keine Sorgen.«

Er fühlte sich irgendwie hilflos, weil er die vergangenen Ereignisse nicht rückgängig machen konnte. Auch nach dem Telefonat mit seiner Sekretärin war sein Drang, sich jemandem mitzuteilen, noch nicht befriedigt. Leider war mit Frau Peters sein Repertoire an in Frage kommenden Gesprächspartnern bereits erschöpft.

Zu seinem Erschrecken wurde ihm bewußt, daß er keine wirklichen Freunde hatte. Zwar wimmelte es in seinem privaten

und beruflichen Umfeld von Bekannten und Geschäftsleuten, mit denen er sich des öfteren traf, aber ihm fehlte ein Mensch, mit dem er offen über *alles* reden konnte – ein guter Freund, der ihm auch bei nichtalltäglichen Themen geduldig zuhörte.

Mandy hatte sich dafür als völlig ungeeignet erwiesen. Vor ein paar Wochen hatte er versucht, mit ihr in ihrem Atelier eine ernsthafte Unterhaltung über die kulturellen und politischen Zumutungen der heutigen Zeit zu führen. Sie hatte ihn mittendrin mit einem Scherz abgewürgt: »Deine pessimistisch-düsteren Schilderungen wirken auf mich wie eine Anklageschrift gegen die ganze Welt. Wie wäre es mit etwas mehr Toleranz? Alles wird gut.« – Mandy wäre die letzte gewesen, die Thorsten jetzt angerufen hätte.

Nur kurz dachte er an seine Mutter. Nein, so verzweifelt war er nun auch wieder nicht.

Schneiders Tod brachte für die Firma erhebliche Veränderungen mit sich. Steiner und er hatten Testamente auf Gegenseitigkeit verfaßt, die dem jeweils anderen im Todesfall den Anteil am Unternehmen übertrugen, solange noch keiner von ihnen verheiratet war.

Zur weiteren Klärung der Eigentumsverhältnisse rief Thorsten seinen Anwalt an, der seine Kanzlei schräg gegenüber auf der ruhigen Seite der Kö hatte, und bat um einen Termin. Als der Jurist von Schneiders Tod erfuhr, schlug er seinem Klienten vor, sofort zu ihm herüberzukommen.

*

Thorstens Anwalt hatte bereits aus den Nachrichten von dem Flugzeugabschuß gehört. Auch über den Mord an Rechtsanwalt Dr. Krings, den er dem Namen nach kannte, der ihm aber nie persönlich begegnet war, wußte er Bescheid. Ihm war bekannt, daß es einen Verdächtigen gab, allerdings hatte er bisher nicht gewußt, daß Thorsten Steiner der Mann war, den die Polizei im Visier hatte.

»Sie hätten mich gleich vom Polizeirevier aus anrufen sollen«, hielt ihm der Advokat vor. »Sich als Mordverdächtiger ohne

Rechtsbeistand einem Verhör auszusetzen, ist fahrlässig. Auf dem Seil zu tanzen sorgt zwar für einen gewissen Nervenkitzel, aber man riskiert dabei seinen Hals.«

Thorstens »Augenradar« ortete einige moderne Kunstwerke im Raum, die seinem Empfinden nach so gar nicht zu einer seriösen Anwaltskanzlei paßten. Es erstaunte ihn, daß er in seiner aktuellen Situation noch an so etwas denken konnte.

Vielleicht hatte Mandy ja recht, dachte er. *Ich bin ein ewig unzufriedener Meckerer. Leben und leben lassen – das kann doch nicht so schwierig sein.*

*

Es dämmerte bereits, als Thorsten die wenigen Schritte zu seinem Büro zurückging. Sein Anwalt Dr. Werner Hellvogt hatte ihm den ganzen Tag gewidmet, nicht nur in juristischer Hinsicht, sondern auch als guter Zuhörer. Er hatte alle sonstigen Termine abgesagt und war sogar gemeinsam mit seinem Klienten zum Mittagessen gegangen.

Aufgrund des Anschlags und der vielen Polizeikontrollen in der Stadt war abends kaum etwas los auf der Königsallee. Die Straßen waren leergefegt.

Vor dem Eingang zu seinem Büro verspürte Steiner ein ähnliches Gefühl wie in der Tiefgarage des Flughafens. War etwa wieder eine Überwachungskamera auf ihn ausgerichtet? Oder wurde er diesmal tatsächlich verfolgt?

Vor zehn Jahren, des nachts in der Klinik, hatte ihm sein Vater erzählt, daß er ihn jahrelang heimlich hatte beobachten lassen beziehungsweise ihn selbst beobachtet hatte, um ihn aufwachsen zu sehen. Hatte Dietrich erneut Mitarbeiter der geheimnisvollen Organisation auf ihn angesetzt? Hielt er sich vielleicht sogar selbst ganz in der Nähe auf? Warum zeigte er sich dann nicht? Wozu diese Geheimniskrämerei?

Thorsten konzentrierte sich auf jedes Detail der Straße, konnte aber niemanden entdecken.

Also begab er sich ins Haus. Sein ungutes Gefühl blieb ihm jedoch erhalten.

Da Frau Peters nicht anwesend war und derzeit auch keine Aushilfen im Büro arbeiteten, war er allein. Er hängte die Jacke über die Lehne seines Schreibtischstuhls und setzte sich hin, um einen Brief an Wolfgangs Eltern zu verfassen, die in Hamburg lebten.

Längere Texte zu schreiben behagte ihm zwar überhaupt nicht, doch das fand er persönlicher, als sie am Telefon vom Ableben ihres Sohnes zu unterrichten und ihnen sein Bedauern auszusprechen.

Draußen war es dunkel geworden. In den leeren Büroräumen war nichts zu hören außer dem Klacken der Tastatur, auf der Thorsten den Brief verfaßte. Ein eigenhändiges Schreiben hätte er als noch persönlicher empfunden, aber seine Handschrift glich der eines Apothekers.

Thorsten hielt inne, die Klackgeräusche verstummten. Obwohl kein weiterer Laut zu vernehmen war, *wußte* er plötzlich, daß er nicht mehr allein war.

Mindestens eine Person hielt sich in Frau Peters' Großraumbüro auf.

Frau Peters selbst?

Steiner erhob sich von seinem Drehstuhl, um nach dem Rechten zu sehen. Die Tür zum großen Büro war nur angelehnt. Der Lichtschalter befand sich innen neben dem Türrahmen; es gab noch einen zweiten in der Nähe von Frau Peters' Arbeitsplatz.

Thorsten betätigte den Lichtschalter an der Tür und erschrak. Mitten im Zimmer standen zwei kräftige Männer in olivgrünen Trainingsanzügen. Ihre Gesichter waren von schwarzen Skimasken verdeckt. In ihren Händen hielten sie Pistolen.

Zu seinem eigenen Erstaunen verspürte Thorsten Steiner kaum Furcht. Vielmehr machte sich ein gänzlich anderes Gefühl in ihm breit: Zorn!

Er hatte eine Menge durchgemacht. Die furchtbaren Morde im Hospital und auf dem Flughafen würde er sein Leben lang nicht vergessen. Hinzu kam seine Trennung von Mandy, an der er sicherlich noch lange zu knabbern hatte, dafür würden sie und ihre Freundin Sandy schon sorgen.

Seine Nerven lagen blank!

Und nun stand er zwei Gestalten gegenüber, die ihm offenbar den Rest geben wollten. Die beiden waren keine Einbrecher auf der Suche nach Wertsachen – sie suchten *ihn*.

»Na schön, jetzt habt ihr mich gefunden!« flüsterte Steiner. »Ihr werdet euch noch wünschen, mir nie begegnet zu sein!«

*

Die beiden Männer, die in Steiners Büro eingedrungen waren, drückten fast zeitgleich ab. Zwei Stahlmantelgeschosse jagten aus den Läufen ihrer Pistolen auf ein Ziel zu – das plötzlich nicht mehr vorhanden war.

Mit einer Schnelligkeit, die ihn selbst überraschte, warf sich Thorsten hinter einen der Schreibtische. Seine vom Unterbewußtsein gesteuerten Reflexe reagierten perfekter als sein Bewußtsein, das erst Sekundenbruchteile später registrierte, in welcher Gefahr er schwebte.

Beide Kugeln durchschlugen die Vorderfront eines Computermonitors und brachten den Bildschirm zur Implosion. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Thorsten schon lautlos zum nächsten Arbeitsplatz vorgerobbt.

Von dort aus wechselte er erneut unbemerkt die Position.

Die beiden gut durchtrainierten Schützen waren ebenfalls sehr schnell, verloren ihn aber für ein paar Sekunden aus den Augen. Thorsten nutzte die Gunst des Augenblicks, sprang mit einem gekonnten Satz über Frau Peters' breiten Schreibtisch hinweg, rammte einem seiner Gegner beide Füße zwischen die Schulterblätter und brachte ihn vornüber zu Fall. Dabei bewegte er sich so elegant wie ein Sportler am Barren – seine ausgestreckten Beine schwangen fast lässig über die Tischplatte, auf der er sich mit einer Hand abstützte.

Viel zu hektisch gab der zweite Mann einen Schuß auf Steiner ab, noch während der sich mitten im Sprung befand. Die Kugel verfehlte das Ziel exakt um einen Zentimeter. Um den entscheidenden Zentimeter!

Thorsten tauchte hinter einem weiteren Schreibtisch ab und verschwand aus dem Blickfeld des Pistoleros, der auf gut Glück

noch zwei Schüsse nachsetzte. Die Kugeln verdrängten nur die Luft und blieben in der Wand stecken.

Während sich der Gestürzte wieder aufrichtete, ging das Licht aus. Zehntelsekunden zuvor erblickte er Steiner am Wandschalter bei der Tür und schoß. Ein gurgelnder Schrei ertönte.

»Du hast ihn erwischt!« rief der andere.

Das war ein Fehler. Ein knallharter Tritt erwischte den vorlauten Maskierten an der Schläfe und brach ihm den Schädelknochen.

Thorsten hatte der ihm zugedachten Kugel knapp ausweichen können, aber trotzdem einen »Todesschrei« ausgestoßen. Bei der Durchführung seines Gegenangriffs hatte er sich in der Dunkelheit am leichtsinnigen Begeisterungsruf des Mannes orientiert.

Schlagartig wurde es wieder hell. Thorstens noch verbliebener Widersacher betätigte den zweiten Lichtschalter. Entweder kannte er sich in diesem Büro aus, oder er besaß eine gute Beobachtungsgabe.

Gut war auch seine Reaktionsschnelligkeit, mit der er Thorsten blitzartig von vorn ansprang und zu Boden riß. Noch bevor Steiner etwas unternehmen konnte, lag sein Gegner über ihm, preßte ihn mit seinem ganzen Körpergewicht zu Boden und drückte ihm den Pistolenlauf zwischen die Augen.

Anscheinend wollte er den Moment noch etwas auskosten, denn er zog den Abzug nicht sofort durch. Statt dessen riß er sich mit einer Hand die Maske herunter. Thorsten bekam einen gutaussehenden Südländer zu sehen, der ihm völlig unbekannt war.

»Der Tod hat viele Gesichter«, sagte der Fremde mit verächtlichem Grinsen. »Es ist immer das Gesicht, das man als letztes in seinem Leben sieht. Du wirst niemals die Finsternis über die Erde bringen! Die Loge wird jedes Opfer auf sich nehmen, um die erneute Herrschaft des Bösen zu verhindern.«

Ein stakkatoartiges leises Ploppen ertönte. Thorsten Steiners Kopf sah aus wie ein Absud aus zersplitterten Knochen, Blut und Gehirnmasse…

*

»Hätte der Dummschwätzer sofort geschossen, wärst du jetzt tot, mein Junge«, sagte Dietrich Steiner zu seinem Sohn und zerrte den Leichnam von ihm herunter. »Zum Glück wollte er dich noch ein bißchen leiden lassen. Du solltest erfahren, wer für dein vorzeitiges Ableben verantwortlich ist.«

Thorsten hatte das Gefühl, unter all dem Blut, den Knochensplittern und der Hirnmasse des Attentäters zu ersticken. Sein Vater hatte den Kopf des Mannes von der Seite her mit mehreren Schüssen aus einer Schalldämpferpistole regelrecht zerfetzt, und die Überreste hatten sich dann auf sein Gesicht ergossen.

Hustend und schimpfend kam Thorsten auf die Beine. »Verdammt, das stinkt vielleicht! Ich kotze gleich!«

»Hättest du dich nicht zu dusselig angestellt, wäre dein Gegner erst gar nicht so nahe an dich herangekommen«, warf ihm sein Erzeuger vor. »Betreibst du denn keinen Sport?«

»Dreimal in der Woche«, erwiderte Thorsten und wischte sich die letzten Reste von »Hannibals Frühstücksimbiß« mit dem Hemdsärmel von Stirn und Wangen. »Und bei jeder Übung staune ich aufs neue über meine enorme Leistungsfähigkeit, die sich stetig steigert. Heute habe ich mich allerdings selbst übertroffen.«

»Davon hat man gerade nicht viel gemerkt. Was dir die Mönche beim Kampftraining beigebracht haben, ist nur dann von Dauer, wenn du es so oft wie möglich anwendest und übst, andernfalls verlierst du deine kämpferischen Fähigkeiten bald wieder. Mit der Sonnenkraft allein ist es nicht getan, man muß ständig an sich arbeiten, das weiß doch jeder Anfänger.«

»Über deine seltsamen Mönchsgeschichten reden wir ein andermal, Dietrich. Zunächst kümmern wir uns um die beiden Toten. Den Mann aus dem Süden kenne ich nicht, aber dem anderen bin ich bereits begegnet. Ich habe seine Stimme wiedererkannt.«

Er begab sich zu dem Maskierten, dem er den Schädel eingeschlagen hatte, und riß ihm die Maske vom Kopf. Was darunter zum Vorschein kam, war einer Bulldogge nicht ganz unähnlich.

»Als ich ihn zum letztenmal sah, trug er einen Arztkittel. Endlich kann ich der Polizei den Mörder von Doktor Krings präsentieren. Ich werde sie sofort anrufen.«

»Nicht nötig«, meinte sein Vater, der seitlich an einem der geschlossenen Fenster stand und vorsichtig nach unten schaute. »Unsere Freunde und Helfer sind schon da.«

»Um so besser«, sagte Thorsten. »Wahrscheinlich hat man die Schießerei gehört und die Polizei benachrichtigt. Hoffentlich versucht man nicht, mir zwei weitere Morde anzuhängen.«

»Damit werden sich die Polizisten nicht lange aufhalten – sie erschießen dich gleich an Ort und Stelle.«

Thorsten nahm an, es handele sich um einen makabren Witz, doch die Miene seines Vaters signalisierte ihm, wie ernst der seine Worte meinte. Dietrich forderte ihn auf, das Licht zu löschen und zu ihm ans Fenster zu treten.

Vom unbeleuchteten Büro aus beobachteten sie eine Gruppe dunkler Gestalten, die sich unten auf der Straße aufhielten und dort auf etwas zu warten schienen. Zwei uniformierte Beamte stiegen aus einem Streifenwagen. Einer von ihnen begab sich zu der Gruppe, der andere schaute zu den Bürofenstern hinauf.

»Ja und?« Thorsten sah Dietrich ratlos an. »Passanten wurden auf die Schüsse aufmerksam, und die Polizisten befragen sie. Was ist daran so ungewöhnlich? Die beiden werden gleich zu uns heraufkommen, und dann klären wir sie darüber auf, daß wir in Notwehr gehandelt haben.«

»Das sind keine Passanten, sondern gedungene Mörder der Loge, so wie die Toten nebenan«, machte Dietrich seinem Sohn deutlich. »Ihr Auftrag lautet, dich zu töten.«

»Das werden sie nicht wagen, schließlich ist die Polizei bereits vor Ort.«

»Die Loge hat Verbindungen bis in die höchsten Kreise. Es ist die Aufgabe der Streifenbeamten, verräterische Spuren zu beseitigen und zu manipulieren. Erst wenn sie den Tatort entsprechend vorbereitet haben, benachrichtigen sie ihre Kollegen von der Kripo. Später steht dann in der Zeitung irgendeine hanebüchene Geschichte von einer Auseinandersetzung unter Geschäftspartnern oder einem Einbruchsversuch, bei dem der Fir-

meninhaber und beide Täter ums Leben kamen. Wir müssen weg von hier, und zwar sofort!«

Thorsten zögerte noch. »Der Südländer erwähnte ebenfalls eine Loge. Was hat es damit auf sich?«

»Wenn ich jetzt damit anfange, dir das zu erläutern, erlebst du das Ende meiner Erzählung nicht mehr!« prophezeite ihm sein Vater eindringlich und zog ihn am Arm nach nebenan, wo sich ein kleiner Lagerraum für Büromaterial befand. »Komm mit, oder wir werden beide sterben!«

»In der Tiefgarage steht mein Porsche«, erklärte sein Sohn, dem der Ernst der Lage allmählich bewußt wurde. »Damit können wir ihnen entkommen. Der Fahrstuhl führt direkt in den Keller.«

»Du solltest unsere Gegner nicht unterschätzen. Sie überwachen sämtliche Ausgänge, den Fahrstuhl und auch dein Auto. Es gibt nur einen Weg, hier lebend herauszukommen«, – Dietrich deutete auf ein offenstehendes schmales Fenster in der Abstellkammer, das an der Rückfront des Hauses lag – »derselbe, auf dem ich hereingekommen bin.«

Der Fensterrahmen war eng, aber ein Erwachsener ohne Übergewicht paßte problemlos hindurch. Thorsten sollte sich als erster nach unten begeben. Dort befand sich der Hinterhof eines Gebäudes an der Grünstraße. Von dem Haus an der Kö gab es keinen Zugang zum Hof.

»Wo ist das Seil?« wunderte sich Thorsten, nachdem er einen kurzen Blick aus dem Fenster geworfen hatte.

»Welches Seil?«

»Das Seil, an dem du dich hochgehangelt hast.«

Noch bevor Dietrich Steiner etwas antworten konnte, waren Stimmen in den vorderen Büroräumen zu hören. Jetzt durfte er nicht mehr länger warten. Mit schlangengleichen Bewegungen wand er sich aus dem Fenster.

Thorsten war so perplex, daß er nicht einmal versuchte, ihn aufzuhalten.

Seine Verwirrung steigerte sich noch, als er sah, daß sein Vater nicht abstürzte und sich alle Knochen brach – sondern auf Fensterhöhe draußen in der Dunkelheit schwebte.

Beim Anblick der beiden Einbrecher hatte sich Thorsten kaum gefürchtet.

Jetzt aber lief ihm ein kalter Schauer von unten nach oben über den Rücken und klammerte sich mit aller Gewalt in seinem Nacken fest.

Da draußen schwebte ein Mensch hoch in der Luft, so als würden die Gesetze der Schwerkraft für ihn nicht gelten.

So etwas gab es nicht – *weil es so etwas nicht geben durfte!*

Silbernes Mondlicht spiegelte sich in den Augen des Unheimlichen wider, der vorgab, Thorstens Blutsverwandter zu sein. War er wirklich von einem… abartigen Monstrum gezeugt worden?

»Nun beeil dich schon!« forderte Dietrich den Zögernden auf. »Wenn sie dich in die Finger kriegen, machen sie kurzen Prozeß mit dir!«

Thorsten blieb fast der Atem weg.

Erwartete sein Vater tatsächlich von ihm, freiwillig in die Tiefe zu springen? War auch er gekommen, um ihn zu ermorden?

»Worauf wartest du, mein Junge? Komm schon, wir schweben gemeinsam nach unten.«

»Ich… ich kann das nicht!« stammelte Thorsten leise.

»Natürlich kannst du es!« widersprach Dietrich ihm vehement. »Selbst wenn du die Gabe der Levitation längere Zeit nicht mehr angewandt hast, beherrschst du sie. Vertrau mir! Die Kraft der Schwarzen Sonne zu kontrollieren ist wie radfahren, das man auch nie mehr verlernt, sobald man es einmal beherrscht.«

Als Thorsten schwere Schritte näherkommen hörte, gab er sich einen Ruck und schlängelte sich durchs Fenster.

War es letztlich nicht egal, ob er im Kugelhagel starb oder sich das Genick brach?

Kaum befand sich sein Körper vollständig im Freien, stürzte er wie ein Stein in die Tiefe.

*

»Konzentration!« rief Dietrich Steiner seinem abstürzenden Sohn nach.

Ihm blieb nur Zeit für dieses eine Wort, doch es zeigte seine Wirkung. Thorsten, der nichts mehr zu verlieren hatte außer seinem Leben, sandte einen Gedankenblitz aus und stellte sich vor, wie eine Feder im Wind dahinzugleiten…

Sein Fall wurde merklich langsamer. Zwar gelang es ihm nicht mehr, einen paranormalen Schwebezustand zu erreichen, doch immerhin wurde sein Sturz dermaßen abgebremst, daß er nicht allzu hart aufschlug und sich auf dem Boden abrollen konnte. Dabei verstauchte er sich leicht den Knöchel.

Dietrich Steiner schwebte zu ihm herab und landete wesentlich eleganter. Vorwurfsvoll schaute er seinen Sohn an, der sich mit schmerzenden Gliedern aufrappelte.

»Du bewegst dich wie ein alter Mann! Hast du im Kloster von Agarthi nicht gelernt, wie man sich sauber abfängt, falls sich die Sonnenkraft aufgrund kosmischer Störungen etwas abschwächt? Merkwürdig, auf mich hat das offenbar keine Auswirkung, ich fühle mich so stark wie eh und je.«

»Ich habe das Kloster nie erreicht«, gestand Thorsten.

»Warum hast du das nicht gleich gesagt?« erwiderte sein Vater entsetzt. »Du hättest bei dem Absturz sterben können!«

Oben am Fenster waren die Umrisse einer Gestalt zu erkennen. Schüsse fielen, Mündungsfeuer blitzte auf, aber die Kugeln gingen weit daneben. Eingekeilt im Fensterrahmen war es nicht leicht, einen Treffer zu landen, wenn die Ziele im Dunkeln standen.

Dietrich rannte los, er hatte den Fluchtweg schon vorher ausgekundschaftet. Thorsten folgte ihm, wobei er leicht humpelte. Vater und Sohn wurden von der Nacht verschluckt.

Freiheitskrampf und Volksverblödung,
Kinderporno, Sodomie
Menschheitsabstieg unter Tage, Höhlenmensch, modernes Vieh
Bindungslose Menschenmasse, blindlings hinters Licht geführt
Keine Klasse, keine Rasse, zu einem Brei mutiert
Ganz in Weiß und ganz in Eisen blicke ich ins Weltenall
Ordnung ist der Welt verheißen, Heimkehr nach dem Sündenfall

(Von Thronstahl, Ganz in Weiß und ganz in Eisen)

Kapitel 7

Die Organisation, für die Dietrich tätig war, arbeitete leise, schnell und präzise. Schon am nächsten Tag waren die Steiners in Sicherheit.

Auf einem einsam gelegenen Bauernhof in Belgien kamen sie zur Ruhe.

Hier würden sie ihre Verfolger nicht finden, weil sie nichts von diesem Geheimversteck wußten.

Das würde sich jedoch bald ändern.

Ein Mitglied der Organisation stellte bereits Verbindung zu einem Mittelsmann der Loge her, um den Standort des Hofes zu verraten…

Davon ahnte Thorsten Steiner noch nichts, als er seinem Vater bei mehreren Tassen Kaffee ausführlich berichtete, wie es ihm in den zurückliegenden Jahren ergangen war.

Vieles wußte Dietrich Steiner bereits, weil er seinen Sohn in den vergangenen Monaten in unregelmäßigen Abständen hatte beobachten lassen.

Manches war ihm allerdings neu. »Deine plötzliche Trennung von Mandy ist uns in der ganzen Aufregung um den Mord an Dr. Krings und den sonstigen Geschehnissen wohl entgangen. Tja, selbst der Orden der Wächter ist nicht allwissend. Von deiner Rückkehr nach Deutschland haben wir auch erst viel später erfahren.«

Thorsten horchte auf. »Orden der Wächter? Ist das der Name eurer Organisation?«

»Das ist die Kurzform von ›Orden der Wächter der Schwarzen Sonne‹. Man bezeichnet uns auch als Wächterorden oder Sonnenwächter. Die Loge nennt uns abfällig ›die Niederen‹. Unsere Losung lautet: ›Es lebe der Gott der Liebe!‹ Der

Schlachtruf – anders kann man es nicht nennen, wenn man es mit solchen Schlächtern zu tun hat – der Logenbrüder kommt weitaus kämpferischer daher: ›Tod unseren Feinden!‹ Feinde sind praktisch alle, die nicht in der Loge organisiert sind oder mit deren Mitgliedern sympathisieren. Diese Mörderbrut tötet jeden, der ihrer Ideologie im Wege steht, ganz gleich ob Europäer, Amerikaner, Asiate oder Afrikaner. Sie haben auch kein Problem damit, unschuldige Menschen in ihren fanatischen Kampf mit hineinzuziehen, wie der Abschuß der Boeing über dem Düsseldorfer Flughafen zeigt.«

In Thorstens Gesicht lag ein entsetzter Ausdruck. Sein Vater hatte bereits erwähnt, daß Dr. Krings von Logenangehörigen getötet worden war – aber daß sie auch für das Massaker am Flughafen verantwortlich waren, hatte er ihm bislang verschwiegen.

Thorsten fand keine Worte und wartete auf weitere Erklärungen, doch Dietrich wollte lieber über die Vorkommnisse in Tibet reden.

»Ich kann dir nur immer wieder das gleiche sagen: Ich weiß nicht, was mir im Himalaja widerfahren ist«, versicherte Thorsten, »und je mehr ich mir darüber den Kopf zermartere, desto weiter scheint sich die Erinnerung an diese Zeit von mir zu entfernen.«

»Aber theoretisch wäre es also durchaus möglich, daß du Agarthi erreicht und dort das *Phukor* durchlebt hast«, hakte Dietrich nach. »Ansonsten hättest du vermutlich den Sturz aus dem Fenster nicht abfangen können. Deine Kampfkunst hast du zweifelsfrei bei den Mönchen erlernt, und hätte man im Kloster nicht deinen Geist geschärft, hättest du die visionären Erscheinungen auf der Aussichtsterrasse niemals empfangen.«

Thorsten sah das anders. »Viele Menschen haben in Extremsituationen Vorahnungen und Visionen. Und daß ich aus einem Kampf zwei gegen einen als Sieger hervorgegangen bin, habe ich meinen regelmäßigen sportlichen Betätigungen zu verdanken – und natürlich dir.«

»Und wieso bist du nach deinem Fenstersturz nicht auf der Erde zerschellt?«

»Das könnte in der Tat ein Indiz für verborgene Kräfte sein. Im Bereich der Parapsychologie wird viel über Levitation diskutiert. Einige Wissenschaftler meinen, die Aufhebung der Schwerkraft mittels freigesetzter geistiger Energie sei durchaus möglich, andere wiederum bezeichnen das Ganze als Humbug. Bislang gehörte ich zu den Skeptikern, wie ich zu meiner Schande eingestehen muß, doch seit gestern abend stehe ich diesem Phänomen aufgeschlossener gegenüber – muß es wohl oder übel.«

»Davon bin ich überzeugt. Für mich ist das der Beweis, daß du deine drei Jahre in Agarthi verbracht hast. Du erinnerst dich zwar nicht mehr an das *Phukor,* doch du setzt das Erlernte unterbewußt ein. Denk nur an deine kometenhafte Karriere als Geschäftsmann. Deinen Erfolg hast du in erster Linie den Mönchen zu verdanken; sie haben dein Selbstbewußtsein gestärkt und dich mit dem nötigen Wissen ausgestattet.«

»Und meine eigene Intelligenz und mein wacher Verstand spielten dabei gar keine Rolle? Du hast mir damals erzählt, daß nicht jeder, der zu eurer Organisation gehört, eine Ausbildung im Kloster absolviert hat. Viele von euch verfügen von Natur aus über einige der Fähigkeiten, die man während des Studiums in Agarthi erlernt. Vielleicht gehöre ich ja zu diesen Naturtalenten. Nur weil du für die Erweckung deiner in dir schlummernden Begabungen die Hilfe der Mönche benötigt hast, muß das noch lange nicht auf mich zutreffen.«

»Das liegt zumindest im Bereich des Möglichen«, räumte Dietrich Steiner ein. »Ebensogut könntest du aber auch im Kloster gewesen sein, das lasse ich mir nicht ausreden. Eventuell ist dir dort etwas Schlimmes zugestoßen, das du aus deinem Gedächtnis verdrängst. Oder du hattest einen Unfall. Oder du hast etwas gesehen, das du nicht sehen durftest, weshalb man dir nach deiner Ausbildung ein Mittel verabreichte, das dich deiner Erinnerungen beraubte.«

»Selbst wenn wir stundenlang darüber spekulieren, werden wir zu keinem Ergebnis kommen«, meinte Thorsten. »Hat euer Orden denn gar keine Möglichkeit, sich mit den Mönchen in Verbindung zu setzen?«

»Nicht, wenn die Mönche das nicht wollen. Sie haben weder Strom noch Telefon oder Mobilfunkmasten. Sie kommen seit Jahrhunderten ohne Technik aus. Man kann nur in Kontakt mit ihnen treten, indem man sie persönlich in ihrem geheiligten Domizil aufsucht, vorausgesetzt, man findet das versteckte Gemäuer überhaupt. Deine vermeintliche Erscheinung im Schneesturm wird ein Agarthi-Mönch gewesen sein, der dich zufällig entdeckte – oder auf der Suche nach dir war.«

Thorsten nickte. »*Nicht du wirst das Kloster finden, es findet dich*. Das waren deine Worte.«

Dietrich lächelte. »Wenigstens daran erinnerst du dich also noch.«

»Nicht nur daran, ich erinnere mich auch an deine geheimnisvollen Auftritte in der Klinik. Du kamst und gingst wie ein unheilvoller Spuk. Warum hast du das getan?«

Dietrichs Lächeln wurde eine Spur breiter. »Weil ich es kann.«

*

Das Gehöft war schon reichlich verfallen und nicht sonderlich komfortabel eingerichtet, erfüllte aber seinen Zweck. Es gab zwanzig Betten in dieser »Fluchtburg«, wie die Ordensbrüder ihre über den ganzen Erdball verstreuten Verstecke nannten. In den Vorratsschränken befanden sich überwiegend Konservendosen, damit immer etwas Eß- und Trinkbares im Hause war, für den Fall, daß ein von der Loge Verfolgter rasch untertauchen mußte.

Für Kleidung war ebenfalls gesorgt, und in einem speziellen Versteck lagerten Handfeuerwaffen.

Dietrich Steiner fand, daß es an der Zeit war, seinen Sohn über Sinn und Zweck des Wächterordens aufzuklären.

»Dafür muß ich allerdings weit ausholen«, kündigte er ihm an.

»Kein Problem, ich habe Zeit«, entgegnete Thorsten und machte es sich auf einem wackligen Stuhl so gut es ging bequem.

»Ich glaube, ich habe noch gar nicht erwähnt, wie der vollständige Name der Loge lautet«, sagte Dietrich. »Bestimmt kommst du von selbst darauf. Ich gebe dir zwei Tips: Katmandu, Dr. Krings.«

Thorsten wurde etwas blaß. »Doch nicht etwa… Loge von Orkult?«

»So ist es. Ich schätze, der Joschi hatte eine Vision, die ihm Angst einflößte und die er nicht wirklich begriffen hat. Vielleicht hat der Sternseher in deine Zukunft geschaut, die ihm nichts Gutes verhieß, möglicherweise sollte er dir aber auch eine übersinnliche Warnung zukommen lassen.«

»Eine Warnung? Von wem?«

»*Agarthi*.«

»Du meinst, die Mönche haben versucht, mit mir in Verbindung zu treten?«

Dietrich schüttelte den Kopf. »Nein, ich rede jetzt nicht von dem Kloster, das nach *Agarthi* benannt wurde, sondern von der Energie der Schwarzen Sonne – von *Agarthi*, was soviel bedeutet wie ›Kraft‹ oder ›fließende Bewegung‹. Im Grunde genommen läßt sich dieser Begriff überhaupt nicht übersetzen. *Agarthi* ist *Agarthi*. Man kann es nicht beschreiben, man muß es erleben.«

»Das hast du einst auch über das *Phukor* gesagt«, erinnerte sich Thorsten.

Sein Vater nickte. »Beides ist eng miteinander verwoben. *Agarthi* ist die Kraft, *Phukor* die Erweckung – es lehrt dich, *Agarthi* in dir zu entdecken und anzuwenden. Und nicht nur das, man lernt von den Mönchen noch sehr viel mehr, wie du weißt… wie du eigentlich wissen müßtest.«

»Was hat es mit der Schwarzen Sonne auf sich?«

»Sie ist das Pendant zu unserer Sonne. Sie strahlt die Kraft *Agarthi* aus. Sie ist *Agarthi*. Mit normalen Mitteln kann man sie nicht anmessen, nicht erfassen, und dennoch wissen wir Nordmänner, daß sie existiert, denn aus ihr schöpfen wir unsere außergewöhnliche Stärke.«

»Nordmänner?« wiederholte sein Sohn. »Ich komme aus dem Süden – aus dem Ruhrgebiet.«

Dietrich Steiner seufzte. »Solange du dich an die falschen und bewußt verfälschenden Lehren deines von der Loge geprägten Schulwissens klammerst, wirst du die Welt nie begreifen. Vergiß, was man dir beigebracht hat und was du an deine Schüler weitergegeben hast, und öffne dich für neues Wissen – für *wahres* Wissen.

Vergegenwärtige dir, daß zu früheren Zeiten noch keine Nationen im heutigen Sinne bestanden. Ich werde gleich über die Ära der Templer sprechen und dabei Deutsche und Franzosen erwähnen; das ist genaugenommen falsch, da es damals weder Franzosen noch Deutsche nach heutigem Verständnis gab, sondern nur Normannen, Burgunder, Franken… die Gallier galten als den Germanen verwandter Stamm.

Die Menschen in dieser Region fühlten sich nicht auf die heutige Weise unterteilt, sondern verstanden sich als nordische Christenheit.«

»*Phukor*, Orkult, *Agarthi* – und jetzt Templer«, zählte Thorsten mißmutig auf. »Mit wie vielen merkwürdigen Begriffen willst du mich noch quälen?«

»Nur noch mit einem«, versprach ihm Dietrich. »Es ist allerdings der wichtigste überhaupt: Sargon.«

*

Und Dietrich Steiner erzählte.

Die von der Macht des *Agarthi* beschützten Völker des Nordens, in deren Aristokratie die Kraft der Schwarzen Sonne wirkmächtig war, breiteten sich von der Nordinsel* kommend heilsbringend über die Erde aus.

Ungefähr um 8000 v. Chr. kamen blonde Krieger aus dem Norden ins Zweistromland und gründeten das Reich Babil.

Unter dem nordischen König Sargon wurde das Reich groß und mächtig. Das Licht der Erkenntnis strahlte übers ganze Land, das einen ungeheuren Aufschwung nahm.

---

* Grönland

König Sargon schien von einer geheimnisvollen Kraft beseelt zu sein – es hieß, die Göttin Ischtar habe ihn damit gesegnet. Hinter vorgehaltener Hand redete man von *Agarthi*, doch kein Mensch wagte es, dieses Wort laut auszusprechen. Obwohl niemand etwas Genaues wußte, galt *Agarthi* vielerorts als dunkle Kraft, die der Schwarzen Magie zugeordnet wurde.

Tatsächlich handelte es sich um eine weiße Kraft voller Reinheit, gespendet von einer geheimnisvollen Himmelskraft, die man später als *Schwarze Sonne* bezeichnete. Sie wirkte nachweisbar in vielen Reichen der Vorzeit, von Indien über Assyrien bis nach Karthago.

Beseelt von dieser göttlichen Kraft errichtete Sargon das erste wirkliche Weltreich: Babil – inzwischen besser bekannt als das arkadische Reich.

Er gab es weiter an seine Söhne.

Doch das einst mächtige Land verfiel, weil seine Moral verfiel. In alten Quellen ist davon die Rede, die Menschen hätten sich mit Tieren gepaart und schreckliche Bastarde gezeugt. Das mag Legende sein wie die Sage, Ischtar habe den Söhnen des Sargon die Segnung verweigert, weil sie keine reinen Nordmänner mehr waren. Auf jeden Fall gelang es ihnen nicht, das einstmals blühende Reich zu erhalten. Alles, was ihr Vater aufgebaut hatte, zerfiel schließlich unter dem Ansturm semitischer Stämme, denen das blühende Reich der Nordmänner ein Dorn im Auge war.

722 v. Chr. wurde noch einmal ein blonder Usurpator Herrscher in Assyrien und Babylon. Er nahm den Namen Sargon II. an. Anno 705 v. Chr. fiel er im Kampf gegen die gnadenlosen Kimmerer.

Was Sargon II. geschaffen hatte, bildete den Grundstein für das Reich Nebukadnezars II., der die eroberungslüsternen Israeliten besiegte und ihre Oberschicht in die Babylonische Gefangenschaft führte, von der im Alten Testament der Bibel ausführlich die Rede ist.

Die Israeliten rächten sich für diese Schmach, indem sie den Herrscher Babylons im nachhinein als Wahnsinnigen darstellten.

Laut ihren Schriften war Babel die Stadt des Teufels und Jerusalem die des Lichts.

Doch knapp 2000 Jahre später kamen erste Zweifel an dieser Version der Geschichtsschreibung auf…

*

»Heute früh erhielt ich die Botschaft, daß schon wieder Pilger getötet wurden, Geoffroy, mein Freund. Ihre Meuchelmörder kannten keine Gnade. Zwölf Menschen wurden niedergemetzelt wie Vieh, darunter Frauen und Kinder. Die Frauen schändeten sie, bevor sie sie umbrachten. Man fand die blutüberströmten Leichname nackt auf; die Wegelagerer haben ihnen alles genommen: ihre Vorräte, ihre Kleidung, ihre Würde und ihr Leben.«

»Seine Familie mit auf Pilgerfahrt zu nehmen ist der pure Leichtsinn, Hugo. Mittlerweile müßte es sich doch herumgesprochen haben, wie gefährlich es ist, sich ohne bewaffnete Begleitung auf den Weg nach Jerusalem zu machen. Insbesondere auf dem letzten Teil der Strecke legen sich die Räuber auf die Lauer – und sie geben sich selten mit dem bißchen Hab und Gut zufrieden, das die Gottesfürchtigen bei sich haben. Fällt die Beute nur gering aus, und das ist fast immer der Fall, lassen sie ihrer Mordlust und ihren primitiven Trieben freien Lauf. Mich packt die Wut, wenn ich das höre!«

»Mich auch! Man sollte diese feigen Wegelagerer der Länge nach aufschlitzen und ihre Eingeweide an die Raben verfüttern!«

»Versündige dich nicht! Nur Gott dem Herrn steht es zu, Unrecht zu rächen.«

»Ich bin genauso gottesfürchtig wie du, aber ich glaube nicht, daß der Herr von uns erwartet, diesem Treiben tatenlos zuzusehen – denn das wäre eine schlimmere Sünde, als Rache zu nehmen.«

»Du hast recht, Hugo, wir müssen etwas unternehmen! Laß uns den König aufsuchen. Und den Patriarchen, sonst ist er wieder beleidigt, weil man ihn nicht gefragt hat.«

Hugo de Payns und Geoffroy de Saint-Ômer, zwei dem Christentum verbundene Ritter, der eine ein Franke, der andere ein Normanne, waren von einer starken Sehnsucht beseelt: Sie hatten das Bedürfnis, in Demut vor ihrem Heiland zu leben und in seinem Sinne zu wirken. Die Sicherung des Pilgerpfades nach Jerusalem sahen sie als eine heilige Pflicht an, die für sie wie geschaffen war.

Allein konnten sie diese Aufgabe nicht bewältigen, daher suchten beide nach Gleichgesinnten.

Schon bald bildete sich ein aus neun Rittern bestehender Freundeskreis, der sich zum Ziel setzte, die Pilger auf dem Weg zum Heiligen Grab vor Wegelagerern zu schützen.

Im Frühjahr 1118 teilte die kleine Gruppe ihre Absicht König Balduin I. mit, der ihnen seine Unterstützung zusicherte, die zunächst einmal darin bestand, den Rittern, von denen keiner ein nennenswertes Vermögen besaß, ein besseres Quartier zu verschaffen.

Bis dahin hatten sie in einem von Deutschen betriebenen Spital in Jerusalem gelebt, dem Deutschen Haus. Nun durften sie sich auf einem ehemaligen Tempelgelände im Südostteil der Stadt ausbreiten, das zwar weitgehend aus Ruinen bestand, aber durchaus bewohnbar war.

Fortan wurden sie Tempelritter oder kurz Templer genannt. Sie trugen diese Bezeichnung mit Stolz und erweiterten sie zu »Brüder des Tempels Christi« – damit war kein Gebäude auf dem Gelände gemeint, sondern der innere Tempel ihrer gläubigen Seelen.

Die neunköpfige Gemeinschaft zum Schutz der Pilgerwege ging mit eiserner Härte und stählernen Schwertern gegen die Wegelagerer vor.

Gnade durften die Mörder keine erwarten, da sie selbst keine kannten.

Bald sprach es sich herum, daß die Pilger keine leichte Beute mehr waren.

*

Eines Tages machte einer der Ritter, der Deutsche Ansgar von Labahn, in den Tempelruinen einen merkwürdigen Fund. Er winkte Geoffroy de Saint-Ômer heran, der sich gerade in seiner Nähe aufhielt.

»Ich wollte unseren Abfall vergraben und stieß dabei auf Überbleibsel einer Pergamentrolle. Kannst du lesen, was hier geschrieben steht?«

Geoffroy mußte genauso passen wie die übrigen Tempelritter, denen man die Fundstücke zeigte.

Es handelte sich um Fetzen eines zerrissenen Dokuments in hebräischer Schrift.

»Befragen wir Etienne«, schlug Labahn vor. »Er ist ein belesener Mann. Ich werde ihm die Pergamentstücke bringen.«

Etienne Harding hieß der Gelehrte, dem die Aufgabe übertragen wurde, aus den Schnipseln ein Ganzes zu fertigen und die Schrift zu übersetzen. Trotz größter Schwierigkeiten – es fehlten wichtige Teile des Pergaments – gelang es ihm, die Fragmente zu ordnen. Sie entstammten einem Bericht über jüdische Ermittlungen gegen »den Gotteslästerer Jesus«. Laut diesem Dokument hatte Jesus Christus den Gott der Hebräer als Satan bezeichnet.

Bevor Harding das Ergebnis den Templern präsentierte, mußte er lange mit sich ringen. Durfte er derlei Äußerungen überhaupt weitergeben, oder war es besser, alles zu verbrennen? Aber stand es ihm überhaupt zu, diese Schrift zu vernichten?

Am Ende siegte sein Pflichtbewußtsein. Ob zutraf, was er gelesen hatte, wußte er nicht, doch die Gemeinschaft aller christlichen Gläubigen hatte ein Recht darauf, davon zu erfahren, damit jeder selbst seine Schlüsse ziehen konnte.

Der Schock, den die Tempelritter durch diese Offenbarung erlitten, war groß.

Der Gott, den die Kirche als den Vater Christi pries, sollte nach Jesu eigenen Worten der Teufel sein? Und der Erlöser war auf die Erde gekommen, um ihn zu bekämpfen?

*

1128 fand die formale Gründung des Templerordens statt. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die inzwischen größer gewordene Gemeinschaft längst entschlossen, die volle Wahrheit herauszufinden.

Zuvorderst betrieben sie intensive Bibelstudien.

Schon bald gelangten die Templer zu der Erkenntnis, daß die Lehre Jesu und das Alte Testament derart gegensätzlich waren, daß beides unmöglich zueinander gehören konnte. Der Verdacht lag nahe, daß man die hebräische Bibel dem Neuen Testament erst später hinzugefügt hatte, um die wahre Lehre Jesu von den Füßen auf den Kopf zu stellen.

Die Tempelritter suchten fieberhaft nach weiteren Anhaltspunkten. Ihr tiefer Glaube war durch die Entdeckung in den Ruinen stark erschüttert worden, das hatte sie bis ins Mark getroffen. Würden sie jemals herausfinden, was Wahrheit und was Lüge war?

Schon bald wurde ihnen klar, daß ihre Ambitionen auf wenig Gegenliebe stießen. Sobald sie unangenehme oder gar kritische Fragen stellten, wurden sie als Gotteslästerer geschmäht.

Sie lernten, ihre Skepsis für sich zu behalten und nur im eigenen Kreise auszusprechen, was sie dachten. Doch trotz größter Vorsicht wurden ihre Nachforschungen publik, so daß sie unter ständiger Beobachtung standen.

Da die Tempelritter in der nachfolgenden Zeit auf keine neuen Hinweise stießen, stuften sie die Glaubenswächter nicht als akute Gefahr ein und ließen sie agieren. Man nahm die Templer nicht ernst genug – was ein schwerwiegender Fehler war.

*

Viele Jahre später wurde dem Orden der Tempelritter ein Dokument zugespielt, das ihre fast schon eingeschlafenen Nachforschungen wieder aufflammen ließ. Die Ordensmitglieder kamen in den Besitz einer Niederschrift des Ur-Evangeliums des Johannes. Das im Jahre 94 abgefaßte Schriftstück stammte von dem religiösen Rebellen Marcion, der von sich behauptete, dem Apostel Johannes persönlich begegnet zu sein.

Marcion bezeichnete Jesus Christus als die wahrhaftige Menschwerdung Gottes und den hebräischen Gottvater als den Teufel. Demnach war Satan nie ein abtrünniger Sohn Gottes – er war und ist die Macht, die die Menschen heute ›Gott‹ nennen. Jesus hingegen war der wahrhaft göttliche Gegenspieler dieses Weltverderbers, dieses Schaitans. Die Kirche sprach von Blasphemie, konnte aber nicht verhindern, daß Marcion zahlreiche zweifelnde Gläubige auf seine Seite zog und mit ihnen eine urchristliche Gemeinschaft bildete…

… die mit seiner Ermordung auseinanderbrach.

Dieses Schicksal stand auch den Tempelrittern bevor.

In ihrem Orden herrschte Uneinigkeit über die Auswertung des brisanten Dokuments. Die Anhänger der Lehre Marcions, die Marcioniter, bildeten innerhalb des Templerordens eine eigene Gruppe, die sich als reine Christenheit bezeichnete und hartnäckig nach weiteren die offizielle Kirche belastenden Schriften suchte, insbesondere aus frühchristlicher Zeit. Sie waren überzeugt, die Verfälschung des christlichen Glaubens irgendwann beweisen zu können.

*

»Offenbar waren sie bei ihren Ermittlungen letztendlich erfolgreich – zu erfolgreich, denn alle Templer wurden von ihren Widersachern ermordet, der Orden aufgelöst und verboten«, beendete Dietrich Steiner den ersten Teil seiner Erzählung. »Die Templer waren zu anständig, verliehen Geld ohne Zinsen und erhoben sich weit über die Masse.

Es gibt noch diverse andere Versionen der Geschichte der Tempelritter, die bewußt ausgestreut wurden, um die Gläubigen zu verwirren.

Indem man das Alte Testament dreist dem Christentum zuschlug, wurde die Lehre Christi verfälscht – und mit derselben Dreistigkeit verdrehte man später auch den Geist des Templerordens. Sie mußten sich bei Prozessen sogar gegen den Vorwurf verteidigen, bei ihren Aufnahmeriten auf das Kreuz Christi gespien zu haben; doch etwas Derartiges hat nie stattgefunden.

Allerdings bekannten sie sich dazu, die Bibel, insbesondere das Alte Testament, als Teufelsschrift zu schmähen.«

Thorsten Steiner hatte seinem Vater schweigend zugehört. Jetzt stellte er ihm eine wichtige Zwischenfrage: »Kannst du für diese gewagte These auch Beweise vorlegen? Woher hat eure Organisation diese ganzen Informationen?«

»Aus unseren eigenen Archiven, aus öffentlich zugänglichen Quellen, ja sogar aus der Bibel selbst, wenn man sie richtig zu interpretieren versteht«, antwortete Dietrich. »Die Veröffentlichungen zu diesem Themenkreis sind vielfältig. Meine Schilderung stellt höchstens eine grobe Zusammenfassung dar, und selbst die war mir nur möglich, weil in den vergangenen Jahrhunderten zahllose fleißige Forscher dicke Bücher gewälzt haben und, was erst in moderneren Zeiten möglich war, durchs Internet gesurft sind, wo sie fremde Erkenntnisse nachlasen und ihre eigenen der Öffentlichkeit präsentierten – so lernte der eine vom anderen.

Im weltweiten Netz kann man übrigens auch die Prophezeiung der Sajaha nachlesen, auf die ich gleich noch zu sprechen komme.

Und in wenigen Wochen wird ein Freund von mir, der in die Schweiz flüchten mußte, ein mit den Forschern des Ordens abgestimmtes Buch veröffentlichen, das die Texte der Sajaha in ihrem historischen Kontext darstellt und für jeden Suchenden ihre Bedeutung für die heutige Zeit erklärt.«

»Was verbindet eigentlich die alten Tempelritter mit eurem Wächterorden? Schmäht auch ihr die Bibel als ein Werk des Teufels?«

»Wir haben weiß Gott Besseres zu tun, glaube mir, mein Junge. Mit den Templern sind wir allerdings im Geiste verbunden, denn wir zählen ebenfalls zu den Unverstandenen. Wüßten unsere Mitmenschen von unseren Kräften, würde man früher oder später auch uns vernichten. Dabei planen wir nichts Böses, im Gegenteil, wir wollen die Menschheit vor dem Bösen bewahren…«

*

»Seit rund 10 000 Jahren gibt es einen gnadenlosen Kampf zwischen den schöpferischen Mächten der Schwarzen Sonne und den zerstörerischen Kräften Orkults. Die Feinde der hohen Ordnung, die Vorkämpfer für Verfall und Dekadenz gründeten ihre Loge schon vor sehr langer Zeit, was ihnen einen gewaltigen Vorsprung uns gegenüber verschafft hat. Sie haben sich weltweit organisiert, Medien und Finanzwesen infiltriert – nein, es praktisch übernommen.

Die Federal Reserve Bank, die das amerikanische Finanzsystem kontrolliert und den Dollar druckt, gehört einigen privaten Bankiers. Sie wurde am 23. Dezember 1913 gegründet – und seitdem entscheiden in den USA Privatleute darüber, wieviel Geld in Umlauf kommt.

Und nicht nur das: Für jeden Dollar, den sie ausgeben, kassieren sie Zinsen vom Staat! Genial, nicht wahr?

Mit solchen Kalibern können wir nicht mithalten, sitzen ihnen aber ständig im Nacken.

Was Brutalität und Rücksichtslosigkeit betrifft, sind die Logenbrüder uns gegenüber im Vorteil, denn sie kennen keine Skrupel. Wir lernen auf diesen Gebieten jedoch ständig hinzu. Das klingt hart, aber das Aufrichtige und Gute siegt heutzutage leider nur noch im Film und in Büchern. Einen durch und durch bösen Feind bekämpft man nicht mit Freundlichkeit. Den Ratschlag, die linke Wange hinzuhalten, wenn man auf die rechte geschlagen wird, halte ich für ein von den Orkult-Anhängern verfälschtes Bibelzitat. Logisch, denn mit Gegnern, die sich nicht wehren, hat man leichtes Spiel.

Kommen wir nun zum Kern meiner Erzählung:

Schon die Babylonier wußten vom sogenannten *kosmischen Jahr*. Laut Überlieferung dauert es 25 860 Erdenjahre.

Auch das kosmische Jahr hat zwölf Monate. Jeder kosmische Monat erstreckt sich demzufolge über eine Länge von 2155 Erdenjahren.

Gegenwärtig befinden wir uns im Übergang vom Fischezeitalter zu dem des Wassermanns. Das geschieht in drei Phasen von jeweils 56 Jahren, den sogenannten *drei Doppelschritten Mar-*

duks, die im Jahr 1900 begannen und 2068 abgeschlossen sein werden. Phase zwei wurde also 1956 eingeläutet, und der Beginn der dritten Phase steht unmittelbar bevor – 2012 ist es soweit.

Laut den Weissagungen der Oberpriesterin und Seherin Sajaha, der Beraterin Nebukadnezars II., wird die dritte Phase gekennzeichnet sein vom Auftreten des dritten Sargon – einem Mann, in dem die Kräfte der Schwarzen Sonne stärker wirken als in jedem anderen von uns. Sargon III. ist die lebende Verkörperung von *Agarthi*.

Er wird ein neues Babylon errichten.

Das alte Babylon ist gefallen. Das Gebiet, wo es sich einst befand, gehört zum heutigen Irak. Unter Babylons Ruinen liegt das Reich Babil, nach dem das gleichnamige irakische Gouvernement benannt wurde. Die Anhänger von Orkult verhindern seit Jahrhunderten, daß die Überreste des zerstörten Reiches ausgegraben werden, und sie würden es auch niemals zulassen, daß man dort ein neues mächtiges Reich gründet.

Das soll aber laut den Prophezeiungen der Sajaha gar nicht geschehen. Sie prophezeite das neue Babylon im Norden. Dort entsteht ein, und jetzt zitiere ich die Seherin wörtlich, tausendjähriges *Reich der Mitternacht,* welches Thule genannt wird und auf den Trümmern einer geschmolzen Eisfestung errichtet werden soll. Unser Orden geht davon aus, daß damit Grönland gemeint ist.

Die Loge von Orkult ist derselben Ansicht, weshalb ihre Mitglieder immer dort zu finden sind, wo schwarzmalerisch vor den Folgen des Klimawandels gewarnt wird. Wenn sich die Erde weiter erwärmt, so jammern Umweltpropheten allerorten, schmilzt schon bald auf Grönland das Eis – worüber sich die Grönländer sicherlich freuen werden, schließlich hat man sich dort lange genug kalte Füße geholt.

Doch in Wirklichkeit geht es bei dem ganzen Klimageschrei um etwas ganz anderes: Falls die Erwärmung verhindert werden kann und Grönland noch auf lange Sicht eine Eiswüste bleibt, bewahrheitet sich die Weissagung der Sajaha vielleicht nicht, so hoffen die Logenbrüder.

Die Orkult-Anhänger gehen auf Nummer sicher und bereiten sich auf den Fall der Fälle vor – indem sie jeden Nordländer eliminieren, der als dritter Sargon in Frage kommen könnte. Dabei gehen sie rücksichtslos über Leichen und warten erst gar nicht ab, bis der Betreffende seine Berufung erkennt und die in ihm schlummernden Kräfte entdeckt. Sie töten auf Verdacht, gründlich und herzlos.

Zum Schutz all derer, die von Orkult als möglicher Sargon eingestuft werden, gründeten nordische Okkultisten im Jahr 1912 den Orden der Wächter der Schwarzen Sonne. Unser Ziel ist es, mögliche Sargons *vor* der Loge aufzuspüren, sie vor den Mördern zu verstecken und zu beschützen.«

*

»Ich höre die Worte wohl, allein, mir fehlt der Glaube«, kommentierte Thorsten die Offenbarungen seines Vaters. »Stammt dieses Zitat eigentlich auch aus der Bibel? Ist es echt, oder wurde es ebenfalls verfälscht? Ich bin verwirrt, und das nicht zu knapp. Zudem verursacht mir der unterschwellige Rassismus in deiner Erzählung erhebliche Magenbeschwerden: Die ›guten Nordischen‹ kämpfen gegen die ›bösen Vorderasiaten‹.«

»So habe ich das noch nie gesehen«, entgegnete Dietrich Steiner nachdenklich. »Zugegeben, die Loge von Orkult rekrutiert massenhaft Söldner aus südlichen Ländern, während unsere Mitstreiter überwiegend aus dem Nordwesten Europas stammen, doch das liegt nun einmal in der Natur der Sache. Sajahas Prophezeiung lautet, daß das Reich der Mitternacht hier im Norden entstehen wird, das ist eine unumstößliche Tatsache. Und auch das ist Fakt: Uns – und nicht den anderen – verleiht die Schwarze Sonne zusätzliche Kräfte.

Dadurch fühlen sich die Nichtprivilegierten natürlich benachteiligt, ja vielleicht sogar bedroht, aber das gibt ihnen noch lange nicht das Recht, rücksichtslos und brutal gegen uns vorzugehen. Es liegt nicht in unserer Absicht, die Welt zu erobern oder zu unterjochen, wie es von der Loge immer wieder behauptet wird. Doch es wäre töricht von uns, würden wir die

Chance, Europas Länder zu einem großen und mächtigen Reich zu vereinen, nicht ergreifen.«

»Ich glaube nicht an die Existenz einer zweiten, einer schwarzen Sonne in unserem Sonnensystem«, erwiderte Thorsten. »Die Weltraumforscher hätten sie längst entdeckt. Ein großer Stern kann sich schließlich nicht unsichtbar machen.«

»Die Schwarze Sonne ist nicht in unserem System zu finden. Ihren Sitz verortete man im Sternbild Crater oder auch Becher, wie es auf deutsch heißt«, gab Dietrich zurück. Er erhob sich ein Stück in die Luft. »Wenn es die Schwarze Sonne nicht gäbe, woher stammten dann die Kräfte, die uns beiden und anderen Nordmännern das Schweben erlauben? Das Leben der Menschen im Norden ist stärker mit den Sternen verwoben, als man es heute wahrhaben will. Früher gab es sicherlich mehr Schwebende, doch je zivilisierter die Menschheit wurde, desto weiter entfernte sie sich von ihren uralten Traditionen und Riten, Schritt für Schritt, und die in uns wohnenden Kräfte begannen zu versiegen, wurden als fremdartig bekämpft oder schlicht und einfach vergessen.

Diesem Prozeß müssen wir entgegenwirken, indem wir unsere Schritte wieder in die richtige Richtung lenken. Im heraufdämmernden Zeitalter des Wassermanns werden wir das der Welt klar vor Augen führen.«

Thorsten hatte noch viele Fragen, die ihn beschäftigten. »Angeblich wirkt *Agarthi* nur in den Nordmännern. Wieso sind dann tibetanische Mönche ebenso zur Levitation fähig und können dieses Phänomen sogar in anderen Menschen erwecken?«

»Nicht alle Tibeter besitzen diese Fähigkeit – das bleibt ausschließlich den Mönchen von Agarthi vorbehalten. Alexander der Große war ein Nordmann wie wir. Er legte höchsten Wert darauf, daß sich seine Offiziere Frauen aus den eroberten Gebieten nahmen. Das Erbe *Agarthis* wird vom Vater auf den Sohn übertragen. Die Mönche im Kloster entstammen in gerader Blutlinie Stammvätern aus dem Heer Alexanders des Großen. Den Orkult-Anhängern war dessen Bestreben, seine Offiziere mit Einheimischen zu verheiraten, ein Dorn im Auge, weshalb sie ihn ermordeten.«

»Laut der geschichtlichen Überlieferung starb er an Fieber«, widersprach Thorsten.

»Bibel, Statistiken, Gutachten, Geschichtsbücher… Man kann alles fälschen, mein Junge, die Welt ist anders, als *sie* es dir erzählen.«

Dietrichs abhörsicheres Mobiltelefon läutete. Er meldete sich kurz mit »Ja?«, hörte zu und beendete dann das Gespräch mit »Verstanden.« Anschließend wandte er sich wieder seinem Sohn zu.

»Die Fragestunde ist beendet. Unser Versteck wurde an die Loge verraten. Sie haben es auf uns abgesehen, denn wir besitzen aus ihrer Sicht sowohl verbotene Kräfte als auch die falschen Gene. Deshalb haben sie einen Mördertrupp losgeschickt, um uns beide zu töten.«

»Und? Wohin gehen wir jetzt?« fragte Thorsten.

»Nirgendwohin«, eröffnete ihm sein Vater und schaute auf die Armbanduhr. »Wir werden beide in wenigen Minuten sterben.«

*

Während Thorsten immer unruhiger wurde, nutzte Dietrich die Wartezeit, um seinem Sohn weitere Informationen über die Loge von Orkult zukommen zu lassen.

»Aufgrund ihrer langen ungebrochenen Existenz und ihrer daraus resultierenden fast unbegrenzten Macht- und Finanzmittel ist die Loge heute extrem mächtig. Um Sargon-Kandidaten ausfindig zu machen, stehen ihnen mehr Mittel und Wege zur Verfügung als dem Wächterorden, vor allem mehr Beziehungen. Natürlich sind auch wir nicht völlig hilflos, aber mitunter hinken wir unseren Gegnern ziemlich hinterher. Hinzu kommt, daß einige von uns von der Loge als mögliche Sargons gebrandmarkt wurden und somit selbst Schutz brauchen.«

»Trifft das auch auf dich zu?«

»Ja, sie waren jahrelang hinter mir her. Mittlerweile bin ich aber zu alt, um der dritte Sargon zu werden, doch sie jagen mich noch immer, wahrscheinlich aus Rachsucht, weil sie mich nie zu fassen bekamen. Ansonsten machen sie Jagd auf Männer in dei-

nem Alter, mein Junge – momentan ganz speziell auf dich. Unseren Informationen nach halten sie dich für einen möglichen Kandidaten. Vor allem deshalb kam ich zu dir, und nicht nur, um dich aus deinem öden Lehrerdasein herauszuholen. Mein Besuch diente zuvorderst deinem Schutz. Wärst du nicht freiwillig nach Tibet gegangen, hätten wir dich entführen und in ein sicheres Versteck bringen müssen.«

»Sind das nicht die rüden Praktiken der Loge?«

»Ich sagte bereits, daß wir uns ihnen anpassen und uns notgedrungen einige ihrer Methoden zu eigen machen müssen. Wir tun das nicht gern, doch der Zweck heiligt die Mittel. Im übrigen gibt sich die Loge nicht damit zufrieden, Menschen zu verschleppen. Ihre Spezialität ist das Töten.«

Thorsten nickte. »Ich weiß, wie gründlich sie darin sind. Von Doktor Krings war nicht mehr viel übrig. Ich nehme an, er war ebenfalls ein Sargon-Kandidat – so wie einige Passagiere an Bord der Boeing.«

»In dem Flugzeug saß nicht ein einziger solcher Mann«, unterrichtete ihn Dietrich schweren Herzens. »Der Anschlag galt allein dir. Die Loge wußte nicht, daß dein Geschäftspartner deinen Platz eingenommen hatte. Der Orden erfuhr von dem geplanten Abschuß viel zu spät; wir konnten ihn nicht mehr verhindern. Auch bei Doktor Krings waren wir nicht rechtzeitig zur Stelle, denn wir wußten nicht, daß er ein Sargon-Kandidat war.«

Thorsten Steiner war schockiert. All die Menschen im Flugzeug waren seinetwegen gestorben?

»Ich kann mir vorstellen, wie es jetzt in dir aussieht«, sagte Dietrich Steiner, »deshalb habe ich lange mit mir gerungen, ob ich dich überhaupt darüber informieren sollte. Doch es muß sein, du mußt deine Feinde kennen! Denke immer daran, daß nicht du für den Massenmord verantwortlich bist – der geht einzig und allein auf das Konto der Logenbrüder.«

»Zumindest trage ich eine gewisse Mitverantwortung, vor allem an Wolfgangs Tod. Hätte ich ihn nicht nach Atlanta geschickt, würde er noch leben. Nebenbei bemerkt: Das Geschäft in den USA ist uns dadurch auch noch durch die Lappen gegangen.«

Haß wallte in ihm auf – und der Wunsch nach Rache. Hätte sich ihm jetzt die Möglichkeit geboten, sämtliche Mitglieder der Mörderloge auf ein riesiges Schiff zu verfrachten und es anschließend mit Torpedos zu versenken, er hätte es ohne zu zögern getan.

»Ich persönlich glaube nicht, daß du als Sargon in Frage kommst«, bemerkte Dietrich, der am Fenster stand und hinausblickte. »Aber solange die Loge davon überzeugt ist, bist du deines Lebens nicht sicher. Deshalb müssen wir einen Schlußstrich unter die Hetzjagd ziehen. Und bei dieser Gelegenheit ziehe auch ich mich für eine Weile aus der Schußlinie. Na endlich, da sind sie ja!«

Thorsten stellte sich neben ihn und erschrak. Ein pechschwarzer Leichenwagen fuhr rückwärts an das Bauernhaus heran.

»Gibt es Waffen im Haus?« fragte Thorsten, der mit einem Kampf rechnete.

Dietrich stampfte mit dem Fuß auf die Bodenbretter. »Wir haben zehn Tonnen TNT im Keller, genügt das?«

Thorsten hielt das für einen makabren Scherz, der ihn allerdings beruhigte, denn wenn sein Vater scherzte, drohte ihnen keine unmittelbare Gefahr.

Der Leichenwagen hielt dicht am Haus. Ein etwa fünfundfünfzigjähriger gedrungener Mann stieg aus und öffnete die Heckklappe. Dietrich ging hinaus und half ihm, zwei bekleidete männliche Leichen ins Haus zu tragen.

»Die beiden starben eines natürlichen Todes, wir haben sie lediglich ausgegraben und angekleidet«, erklärte er seinem Sohn. »Sie haben nordische Gene, blondes Haar und in etwa unsere Statur.«

Thorsten begutachtete die Toten skeptisch. »Du willst sie für uns ausgeben? Das klappt nie. Der Jüngere hat kaum Ähnlichkeit mit mir.«

Der Fahrer, der bis dahin geschwiegen hatte, sah Dietrich verwundert an. »Ein Neuer?«

Dietrich zuckte mit den Schultern. »Kann sein, kann nicht sein, die Entscheidung liegt bei ihm. Er heißt Thorsten und ist mein Sohn.«

»Schau an, darüber hat mich niemand informiert«, entgegnete der Fahrer, der einen ansehnlichen Wanst sein eigen nannte. »Ich freue mich, dich kennenzulernen. Mein Name ist Bernard. Gibst du mir bitte deinen Personalausweis?«

Thorsten wirkte perplex. Warum wollte er Dietrichs Angaben kontrollieren? Glaubte er ihm nicht? Und wieso duzte ihn dieser Mann eigentlich? Schweinehüter untereinander duzten sich, aber Thorsten konnte sich nicht besinnen, jemals gemeinsam mit Bernard Sauen und Ferkel bewacht zu haben.

Er langte in seine linke Hemdtasche, dem Stammplatz für seine eingeschweißte Ausweiskarte, und überreichte seinem Gegenüber das gewünschte Dokument.

Eine Weile schaute sich Bruder Bernard im Raum um, dann steckte er den Ausweis zuerst in eine durchsichtige Spezialhülle und dann tief in eine Ritze zwischen zwei Stützbalken.

»Ein idealer Platz«, meinte Dietrich. »Hinterher wird man lediglich verteilte Fetzen davon auffinden, aber ein paar davon müßten dank der Schutzhülle noch zu identifizieren sein.«

»Hinterher?« fragte Thorsten. »Was bedeutet das?«

»Stellt der immer so viele Fragen?« bemerkte Bernard mißbilligend. »Kommt, wir müssen uns beeilen, sie werden bald hier sein.«

Dietrich und Thorsten nahmen hinten im Leichenwagen Platz. Bruder Bernard stieg vorn ein und fuhr los.

»Der Wächterorden ist zwar nicht so mächtig wie die Orkult-Loge«, erklärte Dietrich seinem Sohn unterwegs, »dennoch haben natürlich auch wir unsere geheimen Verbindungen. Ein angeblich abtrünniges Mitglied des Ordens verriet einem Mittelsmann der Loge, wo wir beide zu finden sind. Jetzt sind die Mörder auf dem Weg hierher. Wir werden ihnen einen heißen Empfang bereiten.«

*

Die technische Anlage, die Bernard im Leichenwagen unter einem doppelten Boden verbarg, hätte jedem Geheimdienst zur Ehre gereicht. Dietrich und er setzten sie hinter einem bewalde-

ten Hügel zusammen, mehrere Kilometer vom Gehöft entfernt. Thorsten schaute den beiden Routiniers voller Staunen zu – jeder Handgriff saß, jede Steckverbindung paßte.

Als sie fertig waren, stand oben auf dem Hügel eine bewegliche, funkgesteuerte Kamera einem extrem leistungsfähigen Teleskop, mit Zweigen getarnt. Die Windschutzscheibe des Wagens war zu einem Bildschirm umfunktioniert worden. Auf dem Schirm war der Bauernhof zu sehen, mitsamt den verfallenen Stallungen und dem nicht mehr neuen, aber noch recht gut erhaltenen Wohnhaus.

»So etwas wird heutzutage gar nicht mehr gebaut«, meinte Dietrich. »Ginge es nach mir, würde ich es unter Denkmalschutz stellen. Daß wir es ausgerechnet der Loge opfern, wird mich noch Jahre später ärgern.«

*

Die Abenddämmerung senkte sich über das Land.

Ein rundum geschlossener großer Kastenwagen näherte sich dem Gehöft. Bernard richtete die Kamera darauf aus.

Etwa einen Kilometer vom Haus entfernt hielt das Fahrzeug an. Die beiden Hintertüren wurden weit geöffnet, und mehrere bewaffnete Männer in belgischen Polizeiuniformen sprangen von der Ladefläche.

Sofort sicherten sie die Umgebung. Es fiel auf, daß sie gut aufeinander eingespielt waren.

Nachdem feststand, daß niemand in der Nähe war – vermutlich hätten sie jeden arglosen Wanderer eiskalt erschossen –, hielten zwei der Männer Wache, während die anderen gemeinsam mit dem Fahrer etwas ausluden: tragbare Raketenwerfer.

Wenig später schwärmten sie mit ihren schweren Waffen in den Händen aus und kreisten das Gehöft weiträumig ein. Dann gingen sie gleichzeitig von allen Seiten auf das Wohnhaus zu und nahmen es konzentrisch unter Feuer. Auf diese Weise schalteten sie jeden Widerstand von vornherein aus – nur so konnten sie sicher sein, daß kein Bewohner mehr am Leben blieb.

»Eins muß man ihnen lassen: Sie gehen mit deutscher Gründlichkeit vor«, knurrte Bruder Bernard, »obwohl garantiert kein einziger Deutscher in der Truppe ist.«

Dietrich sagte nichts. Hilflos mußte er auf dem Bildschirm mit ansehen, wie das schöne alte Haus in Flammen aufging und in sich zusammenbrach.

»Das also war mit ›hinterher‹ gemeint«, murmelte Thorsten.

Sein Vater vernahm seine Worte, erwiderte aber nichts darauf, er schüttelte nur stumm den Kopf.

Bernard verfolgte mit der Kamera, wie die angeblichen Polizisten anfingen, die brennenden Trümmer wegzuräumen, um nach Überlebenden zu suchen. Als sie die beiden teilweise verkohlten Leichen fanden, begab er sich auf den Hügel. In seiner Hand hielt er ein kleines Gerät.

Oben angekommen betätigte er an dem Gerät einen Knopf – und die Überreste des Hauses vergingen mitsamt den angrenzenden Stallgebäuden mit viel Getöse in einem Flammeninferno.

Es war eine gigantische Explosion!

»*Das* meinte ich mit ›hinterher‹!« merkte Dietrich an. »Ich sagte doch, daß im Keller zehn Tonnen TNT lagern.«

»Ich hielt das für einen Scherz«, entgegnete Thorsten fassungslos. »Ihr paßt euch offenbar recht schnell den Methoden eurer Feinde an.«

»Nicht ganz«, warf Bernard ein, der vom Hügel herunterkam. »Achte darauf, was gleich passiert. So tief wird niemals jemand aus unserem Orden sinken.«

Der Sprengstoff hatte dem Hof den Rest gegeben und fast alles Leben ausgelöscht.

Mitten in den Trümmern schrie sich ein brennender Mann die Seele aus dem Leib, und ein anderer versuchte, ohne Beine von den Flammen wegzukriechen.

Schnellen Schrittes liefen die beiden am Kastenwagen zurückgelassenen Wachleute zu der Explosionsstelle.

Als sie die zwei Schwerverletzten erblickten, zögerten sie keinen Augenblick – und schossen jedem von ihnen eine Kugel in den Kopf.

Anschließend hielten sie nach intakten Waffen Ausschau, nahmen mit, was noch zu gebrauchen war, und begaben sich dann zurück zum Fahrzeug.

»Die Loge hinterläßt grundsätzlich keine Zeugen und nimmt keine unnötigen Belastungen in Kauf«, sagte Bernard zu dem entsetzten Thorsten, während auf dem Bildschirm zu sehen war, wie der Wagen wegfuhr. »Begreifst du jetzt, warum ihnen so schwer beizukommen ist? Ihnen fehlt jeglicher Anstand.«

»Höchste Zeit, daß auch wir unseren Krempel zusammenpakken«, drängte Dietrich zum Aufbruch. »Die Explosion war kilometerweit zu hören. Bestimmt werden die echten Gesetzeshüter bald hier sein und alles weiträumig absperren.«

»Die vielen Toten werden ihnen Rätsel aufgeben«, schätzte Thorsten Sie machten sich umgehend an den Abbau der Geräte.

»Einer nicht«, entgegnete Dietrich. »Wie durch ein Wunder wird zwischen all den Leichen, von denen unsere beiden fast schon pulverisiert sein müßten, ein noch halbwegs zu identifizierender Personalausweis gefunden. Damit bist du hochoffiziell auf einem belgischen Bauernhof gestorben, mein Junge.«

»Genau wie du.«

»Stimmt, aber während wir dir eine völlig neue Identität verpassen, ziehe ich mich nur für eine gewisse Zeit aus dem aktiven Dienst zurück, um mir etwas Luft zu verschaffen. Die Idee kam mir, als wir nach einem geeigneten Frischverstorbenen suchten, den wir an deiner Stelle auf dem Gehöft zurücklassen konnten.

Der Zufall wollte es, daß gleich zwei Leichen in Frage kamen. Daraufhin ›reservierte‹ ich die zweite spontan für mich – ohne Absprache mit dem Großmeister des Ordens. Meine Position erlaubt es mir, solche Entscheidungen zu treffen.

In den vergangenen Jahren klebte mir die Loge ständig an den Fersen, und ich mußte mir immer wieder etwas Neues einfallen lassen, um ihre Mörder abzuschütteln. Glücklicherweise haben sie nie herausgefunden, wo ich wohnte, da ich laufend meinen Standort wechselte. Jetzt, wo sie mich für tot halten, bleibe ich erst einmal in Brüssel. Von meinem Schreibtisch aus kann ich für den Orden genauso nützlich sein wie draußen im Einsatz.«

»Eine weise Entscheidung«, meinte Thorsten. »Ich vermisse mein Büro in Düsseldorf jetzt schon.«

»Früher oder später wird die Loge herausbekommen, daß es mich noch gibt, ganz egal, wie oft ich umziehe«, befürchtete Dietrich, »darüber mache ich mir keine Illusionen. Dann wird sie erneut pausenlos versuchen, mich zu eliminieren. Doch bis dahin schöpfe ich erst einmal neue Kraft. Und falls es mir im Innendienst gefällt, klebe ich vielleicht auf Dauer auf meinem Stuhl fest, wer weiß. Ich werde allmählich zu alt, um immer ganz vorn mit dabeizusein.«

»Weshalb gehst du nicht in den Ruhestand?« wollte Thorsten wissen.

»Dafür ist es mit 56 noch zu früh«, erhielt er zur Antwort. »Ich bekleide einen relativ hohen Rang innerhalb des Ordens. Führungspositionen gibt man üblicherweise nur dann auf, wenn man aus Altersgründen allmählich verblödet oder wenn einem einer eine Kugel zwischen die Rippen jagt. Mir behagt beides nicht, daher hoffe ich, es findet sich eine dritte Lösung für mich.«

I never done good things
I never done bad things
I never did anything out of the blue,
Want an axe to break the ice
Wanna come down right now

(David Bowie, Ashes to Ashes)

Kapitel 8

Von außen wirkte der Wohnblock, der noch aus der Zeit des Ersten Weltkriegs stammte, wie ein normales Mietshaus. Das Gebäude stand mitten im Zentrum von Brüssel und beherbergte die Europazentrale – nicht die der sogenannten Europäischen Union, sondern des Wächterordens. Die Wächter der Schwarzen Sonne nannten sie Abtei.

Leiter der Abtei war ein kräftig gebauter Einsvierundachtziger namens Hermann von Hutten, dessen Schulterbreite nur von der Breite seines Schreibtischs übertroffen wurde. Der Ordensmeister mit dem kräftigen vollen Lockenhaar und den stahlblauen Augen war dreiundsechzig, verwitwet und ein Arbeitstier. Wenn es in seinem Betrieb nicht reibungslos lief, schlug er schon mal mit der Faust auf den Tisch – dann bebte das ganze Zimmer, denn er hatte Hände wie Baggerschaufeln.

Da Abt Hermann die wichtigste Persönlichkeit im Hause war, vermuteten die Mitarbeiter, daß die Schwarze Sonne zahlreiche Fähigkeiten in ihrem Ordensmeister erweckte, dank derer er allen anderen Ordensmitgliedern weit überlegen war. Von Hutten kannte die Gerüchte und widersprach ihnen nicht. Er genoß es, wenn seine Leute Respekt vor ihm hatten.

In Wahrheit konnte er »nur« levitieren wie die meisten von ihnen, aber darüber waren lediglich ein paar Eingeweihte informiert, zu denen auch Dietrich Steiner zählte. Auf ihn konnte er sich verlassen, bei Steiner waren Geheimnisse gut aufgehoben. Hermann von Hutten hoffte, auch dessen Sohn für den Orden gewinnen zu können.

Die Führungsetage der Abtei umfaßte das gesamte obere Stockwerk. Es gab dort mehrere Büroräume von unterschiedlicher Größe sowie ein geräumiges Zweizimmerappartment, das

vom Ordensmeister bewohnt wurde. Er besaß noch ein kleines Anwesen außerhalb der Stadt, aber das hatte er vermietet, weil er sich auch nachts am liebsten in seinem »Herrschaftsbereich« aufhielt.

Dietrich kam mit seinem Vorgesetzten und Freund ohne Schwierigkeiten zurecht. Er kannte Hermann lange genug, um zu wissen, daß der den Despoten nur nach außen herauskehrte, um Härte und Unnachgiebigkeit zu demonstrieren. In Wirklichkeit hatte er ein weiches Herz, und manchmal plagten ihn gehörige Selbstzweifel.

An seiner Entscheidung, in Brüssel eine hochmoderne Kommunikations- und Einsatzleitzentrale mit Krankenstation zu errichten, hatte der Abt seinerzeit keinen Augenblick gezweifelt. In der belgischen Hauptstadt agierten die Führungsleute der Loge, hier mehrten sie ihre Finanzmittel, spannen ihre Fäden in der Politik und bauten ihre Macht aus. Man befand sich also mitten im Herzen des Feindes, der davon nichts ahnte. Die Abtei war der wichtigste Vorposten der Ordensbrüder – sehen, ohne gesehen zu werden.

Nur ein Teil der Mitarbeiter betrat das Gebäude durch den Vordereingang, nämlich diejenigen, die das Haus offiziell als harmlose Mieter bewohnten. Das Gros der Wächter kam über einen unterirdischen Geheimgang, durch einen hell beleuchteten alten Kanalisationsschacht, den die Stadtverwaltung im vorigen Jahrhundert zugeschüttet und den der Orden heimlich wieder freigelegt hatte.

Es gab insgesamt vier über die Stadt verteilte Zustiege zum Gang, dem man seine frühere Funktion selbstverständlich nicht mehr ansah – es roch darin auch nicht mehr so streng wie einst. An jedem Einstieg wurde man zweimal elektronisch kontrolliert, weitere zweimal auf dem Weg zum Hauptquartier, und die fünfte Kontrolle erfolgte auf altmodische Weise durch einen Wachmann.

Selbst ranghohe Ordensmitglieder wie Dietrich Steiner mußten bei jedem Betreten und Verlassen der Zentrale alle fünf Kontrollen durchlaufen, um sicherzugehen, daß sich kein Doppelgänger einzuschmuggeln versuchte.

Thorsten Steiner traf in Begleitung seines Vaters und Bernards in der Abtei ein.

Bernard, ein im Saarland geborener Franzose mit deutschem Paß, war der Privatsekretär von Hermann von Hutten. Sein Chef setzte ihn als Mann für alle Fälle überall dort ein, wo es brannte. Der Sekretär wirkte auf den ersten Blick zwar wie ein gemütlicher Dicker, konnte aber ganz schön ungemütlich werden.

Thorsten duldete es inzwischen, daß Bernard ihn duzte, und er tat es ihm gleich – immerhin war der Dicke ein guter Freund seines Vaters. Beide hatten laut eigenen Angaben schon viel miteinander erlebt.

Nachdem alle drei in der obersten Etage vorstellig geworden waren, brachte man Thorsten Steiner in die medizinische Abteilung, die sich im Kellergeschoß befand. Dort wurde er von einer Ärztin, einer außergewöhnlich schönen Frau, auf seine bevorstehende Behandlung mittels kosmetischer Chirurgie vorbereitet.

*

Dr. Freia Thorn war knapp dreißig Jahre alt, ledig und hatte eine attraktive Figur sowie langes blondes Haar. In ihrem klassisch-schönen Gesicht ruhte ein unergründliches, tiefblaues Augenpaar. Selbst in ihrem weißen Arztkittel strahlte sie mehr Weiblichkeit aus als all die ehrgeizigen Fotomodelle, die sich fortwährend auf Zeitschriftentiteln und im Fernsehen präsentierten, allzeit bereit, für ein bißchen Ruhm ihren halbverhungerten Körper mitsamt ihrer Seele zu verkaufen.

Freia war eine sanftmütige Frau, die nur energisch wurde, wenn es sich absolut nicht vermeiden ließ – dann aber richtig.

Thorsten verstand sich auf Anhieb mit der bezaubernden Norwegerin, die das Licht der Welt sechs Wochen zu früh in Münster erblickt hatte, als ihre Eltern dort Urlaub machten. Freia Thorn erklärte ihm geduldig, was sie auf dem Operationstisch mit ihm vorhatte.

»Um Ihnen eine neue Identität zu verschaffen, ist es nicht damit getan, Sie mit entsprechenden Papieren auszustatten und Ih-

nen einen anderen Namen zu geben. Die Loge kennt Ihr Gesicht, so daß eine chirurgische Veränderung unumgänglich ist.«

»Und wem sehe ich nach der Operation ähnlich?« fragte Thorsten. »Frankensteins Junior?«

Die Ärztin lächelte. »Keine Sorge, Sie werden weiterhin Steiners Junior sein. Ich werde Ihr Gesicht so verändern, daß es noch immer zu Ihrer Seele paßt, verstehen Sie?«

Sie hatte ihn zu einer ersten Besprechung in den Speisesaal eingeladen, der im dritten Stockwerk lag. Außerhalb der Mittagspause herrschte hier nur wenig Betrieb, so daß sie sich in aller Ruhe unterhalten konnten.

Der Speisesaal war ein Hort der Entspannung, mit bequemen Sitzplätzen, beruhigenden Wandfarben und viel frischem Grün. Eine erfahrene Gärtnerin kümmerte sich hingebungsvoll um die fachgerechte Versorgung der Zimmerpflanzen. Auf Wunsch stattete sie auch die Büros entsprechend aus. Die Geschmäcker waren in dieser Hinsicht verschieden. Manch einer arbeitete gern »im Dschungel«, andere bevorzugten lieber eine gewisse Sterilität.

»Mit einer einzigen Operation ist es nicht getan, schließlich bin ich keine Kurpfuscherin. Deshalb müssen Sie mehrmals unters Messer, Herr Steiner, auch wenn das lästig ist und nicht ganz schmerzfrei abgeht. Ich lege nun einmal Wert auf Qualität. Gut Ding will Weile haben.«

Sie kannte nicht nur deutsche Sprichwörter, sondern beherrschte die Weltsprache Deutsch nahezu akzentfrei, wie Thorsten anerkennend feststellte. Daß sie zudem fließend Englisch und Französisch sprechen konnte, wußte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Weitere Dialekte lernte die Ärztin autodidaktisch in ihrer Freizeit.

Dr. Thorn war eine begabte Fremdsprachenexpertin, weshalb sie vom Wächterorden gelegentlich zu Außeneinsätzen eingeteilt wurde. Damit schlug man gleich zwei Fliegen mit einer Klappe: Die Einsatzgruppe hatte nicht nur eine hervorragende Dolmetscherin mit dabei, sondern auch eine brillante Medizinerin.

Zu Kampfeinsätzen nahm man sie selbstverständlich nicht mit, in dieser Hinsicht ging es im Orden höchst konservativ zu. Der Bereich Verteidigung und Strategie war reine Männersache; es war ausschließlich den Ordensbrüdern vorbehalten, zu kämpfen, zu töten und auf gefährlichen Missionen zu sterben.

Die Ordensschwestern rissen sich auch nicht darum, im vordersten Schützengraben mit dabeisein zu dürfen. Kampfhennen wie bei den meisten heutigen Armeen gab es in ihrem Kreis nicht.

Innerhalb des Wächterordens hatte sich eine gesonderte Vereinigung hochintelligenter Frauen gebildet, die sich im »Sajaha-Bund« um die spirituellen Dinge und die geistige Leitung kümmerten. Alle Mitglieder trugen ihr Haar lang. Dr. Thorn bekleidete in jenem Bund die dritthöchste Position. Man hatte ihr bereits den Posten der Stellvertreterin angeboten, mit Aussicht auf Übernahme der Gesamtführung, doch sie hatte abgelehnt. Die Karriereleiter hochzuklettern war stets mit zeitlichen Einschränkungen verbunden, und die wollte sie nicht in Kauf nehmen.

»Demnach sind Sie so etwas wie eine Expertin auf dem Gebiet der Sajaha-Prophezeiungen«, bemerkte Thorsten, nachdem sie ihm von den Aktivitäten des Bundes erzählt hatte. »Erklären Sie mir bitte eins, Frau Doktor: Wie schafft es eine 562 vor Christus verstorbene Wahrsagerin, Menschen in fanatische Bestien zu verwandeln? Dafür, daß Andersgläubige ihre religiösen Interessen verteidigen, habe ich durchaus Verständnis – aber warum mit dermaßen brutaler Gewalt?«

»Die Religion spielt in der Orkult-Loge nur eine untergeordnete Rolle«, antwortete ihm die Ärztin, die auch eine psychologische Ausbildung absolviert hatte. »Religiöse Gründe werden meist dann vorgeschoben, wenn jemand nach einer Rechtfertigung für sein unlogisches, inakzeptables Verhalten sucht. Schließlich ist es viel leichter, schmollend zu verkünden, daß man sich in seinem religiösen Empfinden gekränkt fühlt, als seinen gottgegebenen Verstand zum Nachdenken zu benutzen und in sich zu gehen.

Wer religiöse Motive für einen Mord vorschiebt, ist mit sich selbst nicht im reinen. Die Logenbrüder hingegen wissen ganz

genau, was sie tun. Ihre Beweggründe sind nicht religiöser Natur – ihre Antriebsfeder ist die Angst!«

»Angst? Wovor sollten sie sich fürchten?«

»Vor dem Großreich des dritten Sargon.«

»Das ist für mich nicht nachvollziehbar. Selbst das mächtigste Reich würde die Welt nur unmaßgeblich erschüttern. Die anderen Staaten würden Verhandlungen mit der Führungsspitze aufnehmen, um wirtschaftliche Beziehungen zu knüpfen und…«

»Haben Sie die Prophezeiung der Sajaha jemals gründlich gelesen?« unterbrach ihn Dr. Thorn. »Darin geht es weder um Religion noch um die Weltwirtschaft, und sogar die Politik bleibt außen vor. Der dritte Sargon ist kein Weichspüler, er wird nicht verhandeln, sondern an den Grundfesten der heutigen Welt rütteln. Die Prophezeiung der Seherin – nicht Wahrsagerin, das hört sich zu sehr nach Jahrmarktsbude an – läßt keinen Verhandlungsspielraum offen. Der dritte Sargon wird die im Gift lebende Erdenwelt mit einem Schlag erschüttern. Er wird Blitze schleudern gegen die Mächte des Bösen, bis sie restlos ausgetilgt sind. Seine Macht wird unbezwingbar sein. Nur eine Schar Aufrechter, die ihm treu zur Seite steht, bleibt ungeschoren.«

»Und Sie glauben, damit ist der Orden der Wächter der Schwarzen Sonne gemeint?« fragte Thorsten zweifelnd.

»Damit ist jeder gemeint, der sich zu Liebe, Aufrichtigkeit, Ordnung und Anstand bekennt. Die meisten Menschen sind offenbar der Ansicht, derlei Tugenden nicht mehr zu benötigen, denn die Ehrlichen sind ja heutzutage sowieso immer die Dummen. In der Politik, in der Geschäftswelt, auf kulturellem Gebiet und in allen anderen Lebensbereichen ist in erster Linie derjenige erfolgreich, dessen Aufstieg von Korruption und Skrupellosigkeit begleitet wird. Wer zu anständig und aufrichtig daherkommt und darauf pocht, daß die Regeln der natürlichen Ordnung eingehalten werden, bleibt auf der Strecke. Um Beispiele zu finden, muß man nicht lange suchen, denn die Verderbnis fängt bereits im täglichen Umgang miteinander an.«

»Mag ja sein, daß ich etwas begriffsstutzig bin – aber was versteht man unter den ›Regeln der natürlichen Ordnung‹? Wo finde ich die Niederschrift dieser Regeln?«

Freia deutete mit dem Finger auf ihre Herzgegend und sagte: »Hier drin. Es ist ein Gottesgeschenk, das der Mensch in der Stunde seiner Geburt mit auf den Lebensweg bekommt. Jeder von uns hat es in der Hand, sich diese Regeln zu verinnerlichen oder sie zu ignorieren. Um zu beobachten, wie sie tagtäglich gebrochen werden, muß man kein Experte für Fragen der Weltordnung sein, es genügt schon, Augen und Ohren in seinem eigenen Umfeld aufzusperren.

Zur Veranschaulichung schildere ich Ihnen ein Beispiel – eines von vielen Millionen. Ich war damals Lernschwester in einer norwegischen Klinik.

Der Chefarzt hatte beschlossen, seinen Posten aus Altersgründen für einen Nachfolger freizugeben. Zwei Bewerber standen schon seit langem bereit, nennen wir sie Ole und Rolf. Rolf war der Fähigere von beiden. Er besaß Führungsqualitäten wie Menschenkenntnis und Einfühlungsvermögen, und seine fachliche Begabung war enorm hoch – darauf vertraute er.

Ole war bestenfalls durchschnittlich begabt, und auch sonst war sein Leben geprägt von Mittelmäßigkeit. Der Klinikvorstand überließ es dem scheidenden Professor, seinen Nachfolger zu erwählen.

Um Rolf aus dem Rennen zu werfen, legte sich Ole mächtig ins Zeug. Bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit kroch er dem Professor dermaßen in den After, daß fast sein ganzer Körper darin verschwand. Gleichzeitig schmiedete er diverse Intrigen gegen seinen arglosen Konkurrenten und ließ ihn dadurch ziemlich alt aussehen. Der Professor machte sich erst gar nicht die Mühe, einzelne Vorfälle zu hinterfragen. Ihm gefiel die Art und Weise, wie Ole seine Karriere voranzutreiben versuchte, denn auch er war bei seinem Aufstieg nicht zimperlich vorgegangen. Nachdem Oles nicht unvermögende Familie der Klinik eine ›kleine Spende‹ zukommen ließ, wurde er der neue Chefarzt.«

»Hm, und was wollen Sie mir damit sagen, Freia?«

Hoppla, jetzt ist mir glatt ihr Vorname herausgerutscht! erschrak Thorsten, der seine Mitmenschen für solche vertrauensbildenden Maßnahmen zu steinigen pflegte.

»Daß zwei von drei Personen die Regeln der natürlichen Ordnung brechen«, bekam er eine statistische Antwort. »Ole hatte beim Intrigenschmieden keine moralischen Bedenken, und auch der Professor scherte sich bei seiner Entscheidung keinen Deut um die Moral.«

»Zwei Aufsteiger schielen nach einem höheren Posten, und der Unfähigere von beiden macht das Rennen«, faßte Thorsten zusammen. »Ja und? So etwas passiert schon mal. Darin sehe ich keine Bedrohung oder gar einen Weltuntergang.«

»Nicht, wenn es sich um einen Einzelfall handeln würde, Thorsten«, erwiderte Freia, die seine vermeintliche Vertraulichkeit unbefangen erwiderte. »Doch so etwas kommt häufig vor. Zu häufig, mit dem Ergebnis, daß viele – zu viele! – Führungspositionen mit mittelmäßigen, unfähigen Intriganten besetzt sind statt mit fähigen Leuten, die uns alle voranbringen könnten. Die geistige Weiterentwicklung der Menschen und der technische Fortschritt kriechen in trauter Eintracht so langsam dahin, daß sie sich bei einem Schildkrötenrennen anmelden könnten. Wichtige wissenschaftliche Entdeckungen werden kaum noch gemacht.

Lediglich in der Unterhaltungsbranche geht es stetig vorwärts – man entwickelt die verrücktesten elektronischen Spiele fürs einfache Volk, damit es beschäftigt ist und nicht anfängt, zu denken.

Denn wer denkt, ruft nach Veränderung.

Und genau davor fürchten sich die Orkult-Anhänger und ihre Helfershelfer rund um den Globus. Jede Erneuerung jagt ihnen höllische Angst ein.

Sie wollen nicht, daß diese in Schieflage geratene verkommene Welt geradegerückt wird, denn sie brauchen die Nichtigkeit, die von entseelten Menschen gelebt wird, wie die Luft zum Atmen – um so leichter ihr Geld machen zu können.

Damit ist es ab 2012 vorbei. Dann erscheint Sargon III. auf der Weltenbühne, und er vertilgt ohne Rücksicht auf das Ansehen der Person jeden, der dem Bösen dient und sich der Vertierung der Menschheit widmet. So prophezeite es einst die Sajaha, und ich glaube an diese Prophezeiung.«

»Mir bereitet sie ehrlich gesagt ein wenig Unbehagen«, gestand Steiner ein. »Wurde über den dritten Sargon denn nichts Netteres überliefert?«

»Natürlich. Sajaha sagt: ›Und die Stunde des Lichtes wird heimkehren über die Erdenwelt.‹« Dr. Thorn schaute auf die Uhr und stand auf. »Oha, jetzt hätten wir uns fast verplaudert! Ich muß mich noch um andere Patienten kümmern. Wir sehen uns später.«

»Ich freue mich schon auf unsere nächste Diskussion, Freia«, entgegnete Thorsten lächelnd und erhob sich ebenfalls von seinem Stuhl. »Dann sollten wir noch mal auf Ole und Rolf zu sprechen kommen. Ich sehe das Ganze nämlich etwas anders als Sie. Hätte sich Rolf gewehrt, statt wie ein Lamm brav darauf zu warten, daß man ihn zur Schlachtbank führt, hätte die Geschichte einen positiveren Ausgang genommen. Rolf hat den Kampf nicht verloren, weil er ein anständiger Kerl war, sondern weil er erst gar nicht gekämpft hat.«

»Das hätte ihm wenig genutzt, Thorsten, er wäre den ebenso rücksichtslosen wie hinterhältigen Praktiken seines Gegners ohnehin nicht gewachsen gewesen«, meinte die Ärztin. »Es sei denn, er hätte die gleichen niederträchtigen Methoden angewendet – und das wäre inakzeptabel für mich.«

Thorsten nickte und verriet ihr nicht, wie Bernard und sein Vater darüber dachten. Er verstand jetzt, warum die für den Orden tätigen Frauen von Kampfeinsätzen ausgeschlossen wurden. Mit Sanftmütigkeit konnte man einer Mörderbande wie den Orkult-Anhängern nicht beikommen – dafür brauchte man schon etwas Explosiveres.

*

In den nachfolgenden Wochen hatten die beiden Steiners viel Zeit zum näheren Kennenlernen. Zwischen den Operationen suchte Dietrich seinen Sohn oft im medizinischen Trakt der Abtei auf, um sich mit ihm zu unterhalten – eine Situation, die man fast schon als Déjà-vu-Erlebnis bezeichnen konnte, mit dem Unterschied, daß Thorstens Vater nicht mehr nachts durch

offenstehende Fenster schwebte oder plötzlich verschwand, sobald jemand hereinkam.

Zu den Gesprächsthemen gehörte auch Thorstens Mutter beziehungsweise Dietrichs Ehefrau, von der er sich nie hatte scheiden lassen – obwohl sie ihn in der Hochzeitsnacht auf infame Weise weggeekelt hatte. In seinen Augen war Jasmin eine kaltherzige Frau. Thorsten hatte das nie so empfunden, auf ihn wirkte sie nur extrem besitzergreifend.

Dietrich schilderte ihm, was damals direkt nach der Heirat passiert war, und er verschwieg ihm auch nicht, auf welche Weise Jasmin später verhindert hatte, daß Thorsten zur Bundeswehr eingezogen wurde.

»Sie befürchtete, deine Soldatenzeit könnte dich ihr entfremden. Schon so mancher ging als Knabe zum Bund und kehrte als Mann zurück, weil er dort lernte, selbständiger zu werden und sich durchzusetzen. Deine Mutter wollte aber keinen Mann im Haus – lieber machte sie für den Chef des Kreiswehrersatzamtes die Beine breit. Um dich so lange wie möglich bei sich zu behalten, erzog sie dich zu einem verweichlichten, unsportlichen Typen und überredete dich später, die Beamtenlaufbahn einzuschlagen. Und das ausgerechnet als Lehrer, du meine Güte! Hättest du dich dagegen nicht wehren können? Der Lehrerberuf wird doch nur von Leuten ausgeübt, die mit ihrem Leben nichts Gescheites anzufangen wissen; das wird dir jeder Schüler bestätigen.«

»Lehrer zu sein ist ein ehrlicher Broterwerb und eine wichtige Aufgabe«, widersprach ihm Thorsten. »Daß einen dieser Beruf nervlich zerreibt, liegt vor allem daran, daß man als einfache Lehrkraft von nirgendwoher Rückendeckung bekommt. Selbst die Eltern von lernschwachen Kindern halten ihre Sprößlinge für kleine Genies, die nur deswegen lauter Fünfer mit nach Hause bringen, weil der Lehrer zu dumm ist. Und in den Augen der Kultusministerien sind Lehrer sowieso faule Säcke. Ist es da ein Wunder, daß Kuschen das einzige ist, was ich in diesem Beruf je gelernt habe?

Und was meine damalige Unsportlichkeit betrifft, so fehlte mir halt der sportliche Vater als Vorbild.«

»Ich hätte gern früher Kontakt zu dir aufgenommen«, versicherte Dietrich, »doch das wäre zu gefährlich für Jasmin und vor allem für dich gewesen.

Aber auch ohne mich hättest du regelmäßig trainieren können; leider hat das deine Mutter stets zu verhindern gewußt. Sie hielt dich bewußt klein, damit du nicht über dich hinauswachsen und ihr entgleiten konntest.«

Während ihrer »Bettgespräche« redeten beide auch über den Wächterorden, unter anderem auch über die Geldsorgen, die Ordensmeister und Finanzabteilung plagten.

»Die Loge ist Jahrtausende alt und dementsprechend reich«, berichtete Dietrich. »Auch der Orden steht finanziell recht gut da, so daß wir in absehbarer Zeit unsere Aktivitäten nicht einstellen müssen.

Dennoch können wir mit unseren Gegnern nicht mithalten. Ihre Finanzreserven verschaffen ihnen eine große Überlegenheit, denn Geld regiert nun mal die Welt.

Mit unseren bescheidenen Mitteln können wir nicht verhindern, daß die Orkult-Anhänger ihre Macht immer weiter ausbauen. Uns fehlen geeignete Finanzfachleute.«

Thorsten winkte ab. »Die kochen auch nur mit Wasser. In meinem jetzigen Beruf habe ich mich zwar nicht zum unfehlbaren Finanzjongleur entwickelt, doch ich konnte meinen Auftraggebern so einiges abschauen und mir ein bißchen Wissen über Börsengeschäfte aneignen.

Vielleicht fällt mir etwas Brauchbares zur Vergrößerung eurer spärlichen Mittel ein, vorausgesetzt, der Orden ist bereit, ein höheres Risiko in Kauf zu nehmen, da man bei Spekulationen an der Börse nie hundertprozentig weiß, wie sie am Ende verlaufen.«

Dietrich versprach, darüber mit dem Ordensmeister zu reden.

»Nicht so eilig«, bremste Thorsten ihn aus. »Noch habe ich keinen Plan entwickelt – nur so ein paar unausgegorene Ideen…«

*

Thorsten Steiner hatte keine Zeit, sich in seinem Krankenbett zu langweilen.

Zwischen den Operationen erhielt er Besuch von zahlreichen Finanziers des Wächterordens, vermögenden Mitgliedern, die sich bereit erklärt hatten, für das Wohlergehen des Ordens hohe Summen aufs Spiel zu setzen.

Aber bevor sie auch nur einen Cent herausrückten, wollten sie den Mann, der plante, sie finanziell zu erleichtern, erst einmal kennenlernen.

Wußte er überhaupt, was er tat?

Einige der Anwesenden kannten Börsengeschäfte nur vom Hörensagen, weshalb Thorsten zu allen wie mit absoluten Laien sprach, um seine Erläuterungen für jedermann verständlich zu gestalten.

»Bei Optionsgeschäften geht es um den Erwerb oder die Veräußerung des Rechts, eine gewisse Anzahl von Wertpapieren einer bestimmten Aktienart während der Laufzeit der Option zu einem im voraus vereinbarten Preis, dem sogenannten Basispreis, entweder vom Kontrahenten, dem Stillhalter, zu kaufen oder an ihn zu verkaufen.«

Trotz dieses Bandwurmsatzes machte noch keiner der Zuhörer ein ratloses Gesicht. Thorsten nahm das als Ansporn zum Weitermachen.

»Für dieses Recht hat der Käufer bei Abschluß des Optionsgeschäfts den Optionspreis, die Prämie, zu zahlen. Gehandelt werden Kaufoptionen – ›call‹ – und Verkaufsoptionen – ›put‹ –, die jeweils gekauft beziehungsweise verkauft werden können, also ›geschrieben‹, wie es im Börsenjargon heißt. Während Kaufoptionen das Recht, nicht jedoch die Pflicht gewähren, ein bestimmtes Wertpapier innerhalb eines begrenzten Zeitraums zum Basispreis zu kaufen, verbriefen Verkaufsoptionen das Recht, aber ebenfalls nicht die Pflicht, ein bestimmtes Wertpapier innerhalb einer definierten Zeitspanne zum festgelegten Preis zu verkaufen.«

Noch hörte man ihm interessiert zu, weshalb er es wagte, die eingangs erläuterten Börsenbegriffe einzusetzen und gleich noch einige neue hinzuzufügen.

»Mit ›calls‹ spekuliert ein Anleger mit geringem eigenem Kapitaleinsatz auf steigende Kurse, während er mit ›puts‹ sein ›Portfolio‹ flexibel gegen fallende Kurse versichern kann, um sich gegen Rückschläge am Markt zu schützen. Nach dem gleichen Prinzip funktionieren ›Forwards‹ und ›Futures‹, versprechen aber höhere Renditen, was natürlich mit einem höheren Risiko verbunden ist.«

Die erste Zwischenfrage fiel. »Auch wenn ich mich jetzt bis auf die Knochen blamiere: Was ist ein Portfolio? Ich kenne diesen Begriff nur aus dem künstlerischen Bereich, als Bezeichnung für Fotomappen und Mappen mit Druckgrafiken.«

»Das Portfolio ist in der Tat eine Mappe mit künstlerischen Grafiken und Fotos«, erklärte ihm Thorsten geduldig. »Aber eben auch ein Bestand an Wertpapieren.«

Der Fragesteller bedankte sich mit einem Nicken.

»Vor dem 11. September 2001 hatte El Kaida zahlreiche Aktien amerikanischer Luftfahrtunternehmen ›leer‹ gekauft, sie gleich wieder weiterverkauft und sie später, nach den Anschlägen, viel billiger zurückgegeben«, fuhr Thorsten mit einem menschenverachtenden Beispiel fort. »Sie haben sich Aktien der Fluggesellschaften gegen eine geringe Gebühr geliehen und sogleich zum aktuellen Börsenkurs verkauft. Dann kamen die Anschläge, und die Kurse fielen ins Bodenlose. Sie konnten die Aktien jetzt billig wiedererwerben. Zum Ende der Lieferfrist gaben sie die gleiche Anzahl Wertpapiere zurück, waren aber um die Differenz zwischen Verkaufs- und Rückkaufswert reicher geworden. Auf diese Weise haben die abgefeimten Taktierer Milliardengewinne aus den höheren Kursen vor und den tieferen nach dem 11. September mit ihren blutigen Händen eingestrichen, ohne eine einzige Aktie tatsächlich besessen zu haben. Nach dem gleichen Muster funktionieren Warentermingeschäfte. Ich vermute mal, daß die Loge ähnlich verfährt, nur nicht so auffällig.«

Manchen Anwesenden war anzumerken, daß sie ihm nicht mehr so ganz folgen konnten. Viel Geld zu besitzen bedeutete nicht automatisch, daß man auch wußte, wie es sich vermehren ließ.

Statt sich mit weiteren Erklärungen aufzuhalten, schritt Thorsten lieber zur Tat. Er hatte am Bett einen Computer aufstellen lassen, dem er sich jetzt zuwandte. Ungeachtet seiner ungeduldigen Zuhörerschaft vollzog er schweigend einige Eingaben.

Dreißig Minuten verstrichen…

»Na bitte! Ich liege richtig mit meiner Vermutung!«

Thorstens Ausruf wurden von den Wartenden mit Erleichterung aufgenommen.

»Ein paar Stunden vor dem Anschlag auf die Maschine in Düsseldorf haben uns bekannte Mittelsmänner der Orkult-Loge zahlreiche Aktien der Fluglinie ›leer‹ verkauft«, informierte Thorsten die Finanziers. »Mit der Ermordung unschuldiger Passagiere besserten sie ihre Finanzen auf – das ist infam und widerlich!

Die Zeit ist reif für einen Gegenschlag!

Wir werden sie mit ihren eigenen Waffen schlagen, meine Herren, das verspreche ich Ihnen! Sobald ich herausgefunden habe, was die Mörder als nächstes planen, machen wir ihnen einen gehörigen Strich durch die Rechnung!«

Damit war seine erste Kontaktaufnahme mit den Geldgebern beendet. Ihr Vertrauen hatte er gewonnen – nun brauchte er nur noch eine überzeugende Geschäftsidee, damit sie ihm auch ihr Geld anvertrauten.

*

Die Finanzgeschäfte der Loge wurden von jeher von den Ordensrittern beobachtet – zum Sammeln möglichst vieler Informationen mußte man nicht jeden komplizierten Vorgang verstehen. Nachdem Thorsten seine letzte Operation hinter sich gebracht hatte, analysierte er vom Bett aus seine eigenen Daten, an die er ohne Schwierigkeiten herangekommen war, da sie öffentlich zugänglich waren, und verglich sie mit denen, die der weltweit vernetzte Wächterorden gesammelt hatte.

Er fand heraus, daß sich die Betreiber von fünf erfolgreichen deutschen Mittelstandsunternehmen, die nach Erkenntnissen des Ordens der Loge nahestanden, zu einer Gruppe namens Reola

zusammengeschlossen hatten. Der Name bildete sich aus den Anfangsbuchstaben des jeweiligen Firmennamens. Gemeinsam zogen sie gigantische Termingeschäfte mit Reis auf, obwohl das für die fünf Unternehmer eine artfremde Branche war. Dabei setzten sie auf deutlich steigende Preise.

Des weiteren ermittelte Thorsten, daß im Mekong-Delta, dem größten Reisanbaugebiet der Welt, eine sehr gute Ernte unmittelbar bevorstand – was eigentlich zu fallenden Preisen führen müßte. Dennoch streckte Reola dort die geschäftlichen Fühler aus. Thorsten ahnte, daß dabei irgend etwas nicht mit rechten Dingen zuging und besorgte sich einen Termin im Büro des Ordensmeisters. Er fühlte sich noch schwach vom letzten Eingriff und trug Gesichtsverbände, doch er war nicht bettlägerig.

»Wir haben in Vietnam Freunde und werden dort nach dem Rechten sehen«, entschied Hermann von Hutten, nachdem er sich Thorstens Ausführungen angehört hatte. »Vielleicht bietet sich uns die Gelegenheit, der Loge bei ihren krummen Geschäften auf die Finger zu klopfen. Dafür wären Sie genau der richtige Mann, Herr Steiner, aber leider müssen Sie sich noch erholen – und außerdem sind Sie kein Mitglied des Ordens, weshalb Sie ohnehin an keinem unserer Einsätze teilnehmen dürfen. Sie leisten nur Hilfestellung.«

»Wir leben im Zeitalter des Computers«, erwiderte Thorsten, »so daß ich ebensogut von hier aus agieren kann. Alles was ich brauche, ist ein guter Mann mit einem Laptop am anderen Ende der Netzverbindung.«

»Einen guten Mann? Den bekommen Sie«, versprach ihm der Ordensmeister und fügte augenzwinkernd hinzu: »Den besten. Er ist Ihnen sehr ähnlich, wie aus dem Gesicht geschnitten.«

»Sie meinen doch nicht etwa meinen Vater?« entgegnete Thorsten. »Das können Sie vergessen, der will sich vorerst aus dem aktiven Dienst zurückziehen und an seinem Schreibtisch neue Kräfte schöpfen. Für Fronteinsätze fühlt er sich allmählich zu alt, sagt er.«

Von Hutten lachte. »Dietrich will im Innendienst versauern? Das hat er wirklich gesagt?«

Er griff zum Telefon und bestellte Thorstens Vater zu sich.

Nachdem er aufgelegt hatte, nahm er einen Zettel zur Hand, schrieb mit einem Kugelschreiber etwas darauf, faltete ihn zusammen und reichte ihn seinem Gesprächspartner.

»Ich kenne Ihren Vater sehr viel länger als Sie und weiß genau, was er antworten wird, wenn ich ihn bitte, eine Einsatztruppe zusammenzustellen und nach Saigon aufzubrechen. Sie können es nachher kontrollieren.«

Thorsten steckte den Zettel ein, ohne ihn auseinanderzufalten.

Wenig später klopfte es an die Tür. Dietrich kam herein und begrüßte seinen Sohn (»Hallo, Mumie!«) und den Ordensmeister.

Hermann von Hutten erteilte ihm den Auftrag, stellte ihm aber frei, ihn abzulehnen. »Dein Sohn berichtete mir, daß du dich zur Ruhe setzen möchtest, um der ständigen Verfolgung durch die Orkult-Anhänger ein Ende zu setzen. Selbstverständlich respektiere ich deine Entscheidung, ganz gleich, wie sie ausfällt.«

»Es stimmt, ich hatte eigentlich vor, mir endlich einmal eine längere Einsatzpause zu gönnen«, räumte Dietrich ein. »Aber das verschiebe ich auf später, es läuft mir nicht weg. In Saigon bin ich mit dabei.«

»Ich habe nichts anderes erwartet«, erwiderte der Ordensmeister schmunzelnd. »Du hast bei der Zusammenstellung deiner Truppe die freie Auswahl. Im übrigen arbeitest du Hand in Hand mit deinem Sohn, der hier in der Abtei am Computer sitzen und eure Meldungen auswerten wird.«

Erst als Dietrich Steiner den Raum verlassen hatte, nahm Thorsten den Zettel zur Hand, faltete ihn auseinander und las, was handschriftlich darauf geschrieben stand: *Das verschiebe ich auf später, es läuft mir nicht weg*.

»Donnerwetter, das grenzt ja an Hellseherei!« staunte er.

»Das war kein Kunststück«, winkte der Ordensmeister ab. »Dietrich und ich sind schon sehr lange Freunde. Ich hoffe, auch wir beide können das bald voneinander sagen.«

Thorsten nutzte die Gunst der Stunde, um seinen »Freund in spe« um etwas zu bitten.

»Für meine weitere Planung in Sachen Kapitalvermehrung benötige ich einen Computerspezialisten. Ich habe da einen

ganz bestimmten Mann im Auge, der allerdings, nun ja, etwas gewöhnungsbedürftig ist. Vor einem halben Jahr wurde er von mir an eine große deutsche Firma vermittelt. Trotz seiner Eigenarten ist die Firmenleitung sehr zufrieden mit ihm, denn er ist eine Kapazität auf seinem Gebiet. Seine neuen Brötchengeber decken ihn mit so viel Arbeit ein – gut bezahlter Arbeit! –, daß er sich allein schon aus Zeitgründen weigern wird, hierherzukommen, um uns zu helfen.«

»Und was erwarten Sie jetzt von mir?« fragte ihn der Ordensmeister.

»Daß Sie ihn von daheim entführen und in die Abtei bringen«, antwortete Thorsten – eine klare Frage verdiente eine klare Antwort. »Nötigenfalls gegen seinen Willen.«

»Sind Sie sich bewußt, was Sie da verlangen? Wir Ordensritter sind keine Verbrecher!«

»Aber Sie hätten kein Problem damit gehabt, mich zu verschleppen und aus dem Verkehr zu ziehen, wäre ich nicht freiwillig nach Tibet gegangen«, konterte Thorsten Steiner. »Das weiß ich von meinem Vater, die Pläne für meine Entführung lagen schon in Ihrer Schublade bereit. Also, was ist? Holen Sie mir den Mann jetzt her?«

*

Als Engelbert Münchner nach dem Abitur beschlossen hatte, nicht zu studieren, waren seine Eltern und Freunde entsetzt gewesen.

»Lernverweigerer bringen es nicht weit im Leben«, hatte sein Vater geunkt.

»Ich weigere mich nicht, etwas zu lernen«, hatte er geantwortet. »Ich weigere mich lediglich, vor unfähigen Lehrkräften zu buckeln, nur um einen Titel zu ergattern. An der Universität kann man mir nichts beibringen, das ich mir nicht selbst beibringen könnte. Wenn ich alles Überflüssige weglasse und mich ausschließlich aufs Wesentliche konzentriere, lerne ich sogar noch schneller als ein Student – und mir sitzt keiner im Nacken, der mich mit nutzlosen Zwischenprüfungen quält.«

Niemand hatte ihm zugetraut, seine Absicht auch in die Tat umzusetzen.

Doch heute brachte ihm sein selbsterlerntes Wissen eine Menge Geld ein. Trotz fehlender Studienabschlüsse rissen sich die Unternehmen um den Computerspezialisten, dem kaum einer das Wasser reichen konnte. Er war klug genug, keine langfristigen Verträge abzuschließen und sich nie unter Wert zu verkaufen. Qualität hatte halt ihren Preis.

Nur in einer Sache hatte sich der heute Zweiunddreißigjährige von Anfang an verrechnet: Er hatte erwartet, daß jeder seine Leistung vorbehaltlos anerkennen würde. Aber neidische, weniger erfolgreiche Kollegen wurden nicht müde, über ihn zu lästern – und weil sie nicht intelligent genug waren, ihm Arbeitsfehler nachzuweisen, schossen sie sich auf sein langes zotteliges Haar – er ging nur selten zum Friseur – und sein Körpergewicht ein. Bei einer Größe von 1,79 Metern fielen 90 Kilo zwar nicht allzusehr ins Übergewicht, aber vom Normalgewicht war Engelbert in diesem von 08/15-Durchschnittstypen bevölkerten Land weit entfernt.

Derlei infantile Anfeindungen gingen natürlich nicht spurlos an ihm vorüber.

Seine ersten Überlegungen, in ein weniger spießiges Land auszuwandern, hatte er mittlerweile im Spam-Speicher abgelegt, denn trotz der Steine, die man ihm hier mitunter in den Weg legte, war er stolz darauf, ein Deutscher zu sein. Statt wegzulaufen setzte er sich massiv zur Wehr, indem er die Lästerer mit seinem höheren Wissen auf ihren Platz im Mittelmaß verwies – und ihnen die kalte Schulter zeigte, wenn sie nach ihrer Niederlage angeschleimt kamen, um ihm heuchlerisch zu gratulieren. Daß er dabei manchmal auch Menschen brüskierte, die es gut mit ihm meinten, nahm er in Kauf.

Wenn ihm seine Mitmenschen allzusehr auf die Nerven gingen, griff er in seinen Tabaksbeutel, drehte sich eine Zigarette, lehnte sich gemächlich zurück und schaute den Qualmwolken zu, wie sie emporschwebten und sich in blauen Dunst auflösten. Exakt drei Minuten benötigte er pro filterloser Zigarette vom Anzünden bis zum Ausdrücken. Drei Minuten, die ganz allein

ihm gehörten. In dieser Zeitspanne konnte um ihn herum die Welt untergehen, es hätte ihn nicht gekümmert – Hauptsache, er schaffte es noch, seine Selbstgedrehte aufzurauchen.

Auch bei der Wahl der Tabaksorte war er ziemlich eigen. Das Kraut, das er rauchte, hielt ihm nicht nur Mücken, Fliegen und anderes Ungeziefer vom Leib, es vertrieb auch nervtötende Kollegen und Vorgesetzte. Woher er diesen speziellen Tabak bezog, blieb sein Geheimnis. Es wurde gemunkelt, daß er ihn im Internet ersteigerte.

Außerhalb seiner Rauchphasen war er ein völlig anderer Mensch: nervös, aufbrausend, unerträglich. Klappte etwas nicht wie es sollte, schmiß er es wütend hin, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. So manches wissenschaftliche Buch in seinem Regal wies an den Rändern eine Delle auf, und mitunter mußte er ein schwer zu beschaffendes elektronisches Teil neu kaufen, weil das alte einen »bedauerlichen Unfall« erlitten hatte.

Da er nicht alles aufhob, was er hinwarf, und weil er auch sonst nicht zu den Ordnungsfanatikern gehörte, sah sein Arbeitsplatz stets aus, als sei dort eine Bombe eingeschlagen. Auch damit brachte er seine Kollegenschaft gegen sich auf – und das genoß er fast noch mehr als das spezielle Aroma seines Tabaks.

Unter Headhuntern war Engelbert Münchner nicht mit Gold aufzuwiegen. Ihn von einem Unternehmen wegzuholen und an ein anderes zu vermitteln galt als sportliche Herausforderung.

Seit einem halben Jahr schien das begehrte Genie ein festes Zuhause gefunden zu haben.

Die Arbeit für eine große Berliner Elektronikfirma machte ihm Spaß, und sein berufliches Umfeld hatte sich mittlerweile an seine Allüren gewöhnt.

Es sah ganz danach aus, als ob ein unsteter Wanderer endlich zur Ruhe gekommen sei.

Echte Herausforderungen stellten sich ihm an seinem Arbeitsplatz nicht, doch solange die Bezahlung stimmte, sah er großzügig darüber hinweg.

*

Unweit von Münchners Penthouse läutete ein Mobiltelefon – exakt dreimal. Darauf hatten zwei unauffällig gekleidete Männer, die wie gewöhnliche Touristen die Straße entlangschlenderten, bereits gewartet. Das Läuten signalisierte ihnen, daß sie in Aktion treten konnten.

Einer der beiden wollte gleich loslegen, doch der andere hielt ihn zurück. »Warte, bis es dunkel ist.«

*

Sowohl in Deutschland als auch in anderen Ländern war es bei Großstadtreisen ratsam, sich vorher bei den Einheimischen zu informieren, welche Viertel man besser mied.

Prostitution, Rauschgifthandel und Jugendkriminalität waren ein internationales Problem.

Daran gemessen war Obdachlosigkeit nur ein Sorgenkind, schließlich war es kein Verbrechen, kein Dach überm Kopf zu haben.

Zwar gab es auch in diesem Problemfeld Auswüchse in Form von öffentlichen Trinkgelagen und Pöbeleien, doch wenn nachts die Prostituierten, Drogenhändler und sonstigen Kriminellen die Straßen beherrschten – tagsüber waren sie zu sehr damit beschäftigt, ehrlicher Arbeit aus dem Weg zu gehen –, verkrochen sich selbst die trinkfestesten Penner in ihren verborgenen Kavernen.

In vielen Städten wurden Wohnungslosen Schlafmöglichkeiten zur Verfügung gestellt, sogenannte Obdachlosenheime. Sie wurden überwiegend am Ortsrand errichtet. Die meisten Bürger machten einen Bogen um diese Häuser, teils aus Abscheu, teils aus Angst, selbst einmal dort zu landen.

In Saigon, der am Nordrand des Mekong-Deltas gelegenen größten Stadt Vietnams, die von den Kommunisten seit ihrem Sieg in erschreckend offener Bösartigkeit »Ho-Tschi-Minh-Stadt« genannt wurde, existierten gleich mehrere Institutionen zur Unterbringung und Speisung von Bedürftigen. Eine davon, das in einer alten Villa befindliche »Haus des Erbarmens«, hatte

einen dermaßen schlechten Ruf, daß Obdachlose lieber im Freien schliefen, als dort um ein Nachtlager zu ersuchen. Man erzählte sich, die Anzahl des Ungeziefers in den Schlafsäcken würde nur von der Masse der Bakterien im Essen übertroffen. Außerdem würden sich die Bewohner gegenseitig bestehlen und abstechen. Sogar von nächtlichen Orgien Homosexueller war die Rede.

Die Polizei sah keinen Grund zum Eingreifen, solange ihr nicht offiziell ein Verbrechen gemeldet wurde. Zudem hatten stichprobenartige Kontrollen keinen Anlaß zur Beanstandung gegeben.

Selbst der Militärkommandant des Bezirks Saigon, Lhuan Ethong Ephao, der sich in den regierungskontrollierten Medien für ein härteres Durchgreifen gegen Kriminelle stark machte, schenkte den Gerüchten kaum Beachtung. Kommandant Lee, wie man ihn anhand seiner Initialen nannte, wollte seinen Soldaten nicht zumuten, sich beim Vertreiben von Bettlern Läuse und Flöhe einzuhandeln.

»Solange sie in den für sie vorgesehenen Gebäuden bleiben, lungern sie wenigstens nicht auf den Straßen herum«, hatte er erst jüngst öffentlich verlauten lassen, und damit war die Sache für ihn erledigt.

Dem privaten Betreiber des »Haus des Erbarmens«, Quang Minhoai, war das nur recht. Er streute selbst fleißig die übelsten Gerüchte aus, damit sich die drei großen B von seiner Villa fernhielten: die Bedürftigen, die Behörden und die Bürger.

Das Haus war keine Unterkunft für die Ärmsten der Armen, sondern ein Treffpunkt für ehemalige vietnamesische Freiheitskämpfer, die seit der amerikanischen Niederlage entweder im Untergrund oder getarnt unter der Bevölkerung lebten. Hier kamen sie aus allen Teilen des Landes zusammen, um von alten Zeiten zu schwärmen und von neuen zu träumen.

Mit dem Halbsatz »Wenn wir erst die Kommunisten aus unserem Land vertrieben haben…« begann fast jedes Gespräch – obwohl jeder von ihnen wußte, daß er diesen Tag nicht mehr erleben würde. Das Durchschnittsalter der Veteranen lag bei 65 Jahren. Quang Minhoai war 67.

Nur wenige der tapferen Männer teilten Quangs vage Hoffnung, daß sich in vier Jahren alles ändern würde. Dann, so versicherte er den anderen seit Monaten mit verschwörerischem Unterton, würde die zweite Phase des Übergangs vom Fische- zum Wassermannzeitalter beendet sein – und der dritte Sargon würde über die Erde hereinbrechen.

Quang hatte quasi Eugen Steiners Part übernommen, der bis vor einem Jahr fortwährend über den dritten Sargon gesprochen hatte.

In den siebziger Jahren hatte sich der Deutsche entschlossen, hierzubleiben und die Kraft des *Agarthi* einzusetzen, um die letzten Untergrundkämpfer zu unterstützen. Seinen sehnlichsten Wunsch, das Erscheinen des dritten Sargon mitzuerleben, erfüllte ihm das Schicksal leider nicht. Mit 77 hatte er sich eine tödliche Krankheit eingefangen…

Minhoai hatte Steiner junior die traurige Nachricht nicht persönlich überbringen können. Dietrich hatte übers Internet vom Tod seines Vaters erfahren.

Nun würde Quang endlich Gelegenheit bekommen, Eugens Sohn sein Beileid auszusprechen. Dietrich Steiner war unterwegs nach Saigon und wurde in der alten Villa erwartet.

*

Es war eine schwülwarme Nacht, die man lieber im Freien als in seinen vier Wänden verbrachte. Auf einem großen Platz vor Minhoais Villa hatten sich 25 Freiheitskämpfer versammelt. Alle warteten gespannt auf das Eintreffen der fünfköpfigen Steiner-Gruppe, die laut aktuellen Informationen in einem Hotel in der Innenstadt Quartier bezogen hatte und dann zu einem Stadtausflug aufgebrochen war.

Quang wußte, wohin die Ordensbrüder ihre Schritte lenken würden, und er freute sich schon darauf, Dietrich wiederzusehen. Ihre letzte Begegnung lag immerhin vier Jahre zurück. Dietrich hatte sich zwar häufig vorgenommen, Eugen des öfteren in Vietnam zu besuchen, doch seine Arbeit für den Orden und die dauernde Flucht vor der Loge hatten ihn zu sehr in An-

spruch genommen. Nun war es zu spät für ein letztes Wiedersehen zwischen Vater und Sohn.

Ausschließlich die Alten waren zur Begrüßung der Ordensritter gekommen. Freiheitskämpfernachwuchs gab es im Süden Vietnams genügend, doch die Jungen blieben aufgrund laschérer Zukunftsvorstellungen lieber unter sich. Die unmißverständliche Forderung »Kommunisten raus aus Vietnam!« erschien ihnen zu aggressiv. Die Frischlinge der heutigen Widerstandsgeneration setzten mehr auf Verhandlungen und Kompromisse. Ihre Vorgänger, die damals mit ansehen mußten, wie ihre Freunde und Angehörigen im Kampf um die Freiheit ihr Leben ließen, hatten für derlei halbe Sachen kein Verständnis.

»Dort kommen sie!« rief der zweiundsechzigjährige Hung Thaoc, der einst mit Quang, Eugen und Dietrich Seite an Seite gekämpft hatte.

»Sie« war maßlos übertrieben, denn lediglich ein einzelner Mann erklomm mit einer Taschenlampe in der Hand schwitzend den steilen Weg, der hinauf zur Villa führte. Niemand aus der Gruppe kannte ihn.

»Ich bin Bruder Bernard«, stellte er sich atemlos vor. »Mitglied im Orden der Wächter der Schwarzen Sonne.«

Dietrich Steiner hatte von seinem freien Auswahlrecht Gebrauch gemacht und als erstes den Privatsekretär des Abtes für diesen Einsatz angeworben. Im Gegensatz zu den übrigen Männern aus der Fünfertruppe beherrschte Bernard die hiesige Landessprache nur sehr mäßig; er hatte sich während des Fluges die wichtigsten Begriffe eingeprägt.

Minhoai sprach ein recht annehmbares Deutsch, und auch Thaoc konnte sich mit Deutschen gut verständigen. Beide betätigten sich als Übersetzer.

Nicht jeder der Anwesenden hatte Eugen Steiners Fähigkeiten persönlich miterlebt, davon gehört hatten allerdings alle.

»Warum ist er zu Fuß gekommen?« erkundigte sich ein Skeptiker. »Hieß es nicht, die Ordensbrüder könnten fliegen?«

»Wir fliegen nicht, wir schweben, und selbst das können wir nur begrenzte Zeit«, klärte Bernard ihn auf, nachdem Quang übersetzt hatte. »Meine vier Begleiter erhoben sich auf dem

letzten Stück der Strecke in die Höhe. Daß ich tapfer zu Fuß weiterging, obwohl der Weg immer steiler wurde, hängt mit dem da zusammen.« Er klopfte sich auf seinen kugelrunden Bauch. »Der Arzt hat mir mehr Bewegung verordnet, und ab und zu halte ich mich daran.«

»Und wo sind die anderen?« fragte ihn Hung. »Da sie nicht gelaufen sind, hätten sie doch vor dir hier eintreffen müssen.«

»Das sind sie auch!« sagte plötzlich jemand, der hinter der Hausecke hervorkam. »Wir wollten lediglich auf Bruder Bernard warten, bevor wir uns zeigen.«

Sein Name war Bodo Labahn – der Sechsundsechzigjährige war ein Nachfahre des Tempelritters Ansgar Labahn, der im zwölften Jahrhundert in den Ruinen bei Jerusalem die brisanten Pergamentfetzen entdeckt hatte.

Hinter ihm tauchten noch zwei weitere Mittsechziger auf, die den meisten der vietnamesischen Kämpfer bekannt waren. Bei der nachfolgenden Begrüßung mußten beide Seiten jedoch erst einmal genau hinsehen, um zu erkennen, mit wem sie es zu tun hatten.

Seit den Sechziger- und Siebzigerjahren waren sie alle nicht jünger geworden.

Quang Minhoai war ein wenig enttäuscht, denn er konnte Dietrich nirgends erblicken.

Gerade wollte er nach ihm fragen, da tauchte der Gesuchte aus der Schwärze der Nacht auf. Vor den staunenden Augen der Anwesenden schwebte er vom Dach der Villa, auf dem er die ganze Zeit über gesessen hatte, langsam auf den freien Platz herab. Ein gleichsam faszinierender und unheimlicher Anblick.

Hätte er eine Kutte oder sonst ein religiös anmutendes Kleidungsstück getragen, hätte sein nächtlicher Schwebeflug noch gespenstischer gewirkt. Doch Dietrich war wie die übrigen Ordensbrüder mit einem ganz gewöhnlichen Straßenanzug bekleidet, schließlich waren sie keine Mönche.

»Bei unserer ersten Begegnung konnte er noch nicht schweben«, teilte Quang seinen Landsleuten mit. »Darf ich euch den Sohn meines besten, leider verstorbenen Freundes Eugen vorstellen? Auch Dietrich ist mein Freund. Mehr als das – ich ver-

danke ihm mein Leben. Ohne sein mutiges Eingreifen stünde ich jetzt nicht hier.«

»Ist das etwa der kleine Dummkopf, der seine letzte Kugel leichtsinnig zu deiner Rettung verschwendet hat, statt sie sich selbst in den Kopf zu jagen?« rief ihm einer der Kämpen, Xuan Gueng, lachend zu, und die übrigen Vietnamesen lachten mit.

Es war ein schwarzhumoriges Gelächter, denn hätten die beiden Begleiter des im Schuppen Getöteten Dietrich damals lebend zu fassen bekommen, hätten sie ihn tagelang zu Tode gefoltert.

Steiner benötigte keinen Übersetzer, sein Vietnamesisch hatte sich seit 1974 erheblich verbessert.

»Ja, ich bin der kleine Dummkopf«, erwiderte er und lachte ebenfalls. »Aber bevor man mich zum Helden erhebt: Der Schuß ging seinerzeit irgendwie von allein los, soweit ich mich erinnere.«

Quang und er umarmten sich wie Brüder.

»Schade, daß Eugen das nicht mehr miterleben kann«, sagte Minhoai traurig. »Du hast ein Familienmitglied verloren und ich einen sehr guten Freund.«

»Ich werde morgen sein Grab besuchen«, entgegnete Dietrich leise.

»Das ist leider nicht möglich«, bedauerte Quang Minhoai. »Als Eugen von seiner unheilbaren Krankheit erfuhr, schnürte er sein Marschgepäck, verabschiedete sich von mir und ging in den Dschungel. Er war ein ganzer Mann und wollte nicht, daß ihm jemand dabei zusieht, wie er allmählich zu einem Häufchen Elend verfällt. Es war sein Wunsch, allein zu sterben, an einem ruhigen Ort, an dem er seinen Körper der Natur, die ihn einst erschaffen hatte, zurückgeben konnte.«

Dietrich war überzeugt, daß sich Thorstens Großvater nicht so blumig ausgedrückt hatte. Wahrscheinlich hatte er etwas in der Art gesagt wie: *»Wenn ich im Dschungel krepiere, dient mein Leichnam wenigstens einem nützlichen Zweck – als Futter für die Raubtiere und aasfressenden Insekten.«* Diese Ausdrucksweise hätte besser zu ihm gepaßt – ein echter Steiner redete nicht lange um den heißen Brei herum.

Die Männer gingen nach drinnen, wo bereits ein paar Flaschen Reisschnaps als Begrüßungstrunk auf sie warteten. Dietrich fiel auf, daß Quang leicht humpelte.

»Eine alte Kriegsverletzung?« fragte er ihn mitfühlend.

Der Vietnamese schüttelte den Kopf. »Ischias und eine kaputte Bandscheibe. Der Krieg ist nicht an allen körperlichen Gebrechen schuld, manchmal ist es auch einfach nur das Alter.«

*

»Ich bringe euch alle vor Gericht – Sie, Herr Steiner, Ihren Abt und die gesamte Mönchsclique«, murrte Engelbert Münchner, während er Thorsten Steiner am Computer dabei half, in Datenbanken vorzudringen, in die sich nur Genies wie er einhacken konnten. »Auf Entführung steht lebenslänglich, soviel ich weiß, und zwischen Belgien und Deutschland gibt es bestimmt ein Auslieferungsabkommen.«

»Unser Ordensmeister ist zwar ein Abt, und wir nennen unser Hauptquartier Abtei, dennoch sind wir keine Mönche«, entgegnete Thorsten, der sich allein mit Engelbert in einem Büro aufhielt, das ihm von Hutten zur Verfügung gestellt hatte. »Tun Sie mir bitte den Gefallen und hören Sie auf, ständig herumzumosern, Herr Münchner, schließlich haben wir uns nach einem langen Gespräch darauf geeinigt, daß Sie uns bei diesem Auftrag ausnahmsweise unterstützen.«

»Geeinigt? Sie haben sich geeinigt, nicht ich. Ich sehe mich eher als Opfer eines Kidnappings, und ich helfe Ihnen nur, weil Sie mir zugesichert haben, daß ich nach Abschluß der Aktion gehen darf.«

Thorsten, der noch immer einen Gesichtsverband trug, nickte. Diese Zusage hatte er tatsächlich gegeben, obwohl er dazu gar nicht berechtigt war.

Münchner hatte sich erst zur Mitwirkung bereiterklärt, nachdem man ihn in groben Zügen in die Pläne des Ordens eingeweiht hatte. Der neue Mitarbeiter wider Willen wußte bei weitem nicht alles über die Wächter der Schwarzen Sonne – aber er wußte schon viel zuviel. Insgeheim hoffte Thorsten, den

Computerspezialisten überreden zu können, auf Dauer für den Orden zu arbeiten. Falls er ablehnte, hätten die Wächter ein Problem.

»In Berlin wird sicherlich fieberhaft nach mir gefahndet«, bemerkte Engelbert mürrisch. »Man wird mich in der Firma vermissen, meinen Nachbarn fällt mein Verschwinden auf, und meine Freundin hat bestimmt längst die Polizei benachrichtigt.«

»Netter Versuch«, meinte Thorsten, »aber uns ist bekannt, daß Sie sich eine Woche Urlaub genommen haben, um daheim ungestört ihren neuesten Kleinroboter fertigbauen zu können.«

»Sie wissen von meinem Hobby?« staunte Münchner. »Davon haben nur sehr wenige Personen Kenntnis.«

»Ihre Nachbarn werden Sie mit Sicherheit nicht vermissen, die können Sie nämlich nicht ausstehen und sind heilfroh, mal eine Zeitlang nichts von Ihnen zu sehen und zu hören. Derentwegen könnten Sie tot über der Brüstung Ihrer Dachterrasse hängen, es würde sie nicht kümmern. Ach ja, und eine Freundin haben Sie derzeit auch nicht.«

»Ihr Clan ist wirklich bestens informiert.«

»Orden«, verbesserte Steiner ihn. »Allwissend sind wir allerdings nicht. Zum Beispiel interessieren wir uns brennend für sämtliche geplanten Optionsgeschäfte der Reola-Gruppe, doch ohne Sie wird es uns kaum gelingen, an die wirklich relevanten Informationen heranzukommen. Deshalb haben wir Sie ja um Ihre Mithilfe gebeten.«

»Gebeten? Offensichtlich driften Ihre und meine Vorstellung von einer Bitte gehörig auseinander, Herr Steiner.«

*

Übers Netz stand Thorsten Steiner in Dauerverbindung mit seinem Vater. Mittels Internet war es ein Klacks, die Entfernung zwischen Brüssel und Saigon innerhalb weniger Sekunden zu überbrücken. Für einen Computerfreak wie Münchner war es unvorstellbar, wie die Menschheit jemals ohne WWW hatte leben können. Dagegen kam ihm das Telefon vor wie eine Buschtrommel.

*

Die dreißigköpfige Kampfgruppe in der alten Villa bei Saigon, 25 Vietnamesen und fünf Deutsche, war inzwischen nicht untätig geblieben.

Quang Minhoai und seine Leute hatten in Erfahrung gebracht, daß Kommandant Lee eine größere Sache plante, um sein mit krummen Geschäften erworbenes Vermögen weiter zu mehren. Zu diesem Zweck hatte er sich eine Truppe alter Kameraden aus dem Vietnamkrieg in die Stadt geholt.

Der Zufall wollte es, daß diese Truppe ebenfalls aus 30 Mann bestand, allerdings aus Soldaten, die damals auf Seiten der Kommunisten gekämpft hatten.

Damit hatten sie genau die richtige Gesinnung, jedenfalls in den Augen des Kommandanten, der ein begeisterter Anhänger roter Unterdrückungspolitik war.

Der Kommunismus war für ihn die genialste Regierungsform von allen.

Man spiegelte den Bürgern vor, Freud, Leid und die Staatseinnahmen ehrlich miteinander zu teilen – und viele von ihnen glaubten den leeren Versprechungen tatsächlich, obwohl sie sich jede Münze zusammenkratzen mußten, während die Regierenden lebten wie die Maden im Speck und das nicht einmal sonderlich vor der Öffentlichkeit zu verbergen brauchten. Lhuan Ethong Ephao gehörte zwar nicht der Regierung an, aber auch er bekam ein ansehnliches Stück vom Kuchen ab.

Thorsten war überzeugt, daß das Auftauchen der Veteranen in unmittelbarem Zusammenhang mit den Geschäften der Reola-Gruppe stand.

Aber wie konnten 30 alte Männer den Weltmarktpreis für Reis manipulieren? Vermutlich dienten sie dem abgefeimten Militärkommandanten als Kanonenfutter – doch wo befand sich der Altarstein, auf dem sie geopfert werden sollten?

Engelbert Münchner hatte auf die Schnelle ein kleines Programm geschrieben, mit dem er verschiedene Optionsgeschäfte näher unter die Lupe nehmen konnte, auch außerhalb des Wir-

kungskreises von Reola. Seine Mühe wurde belohnt: Er wurde fündig…

»Etwas außerhalb von Saigon betreibt ein Chemiekonzern eine große Fabrik in einem ›Joint Venture‹* mit den Vietnamesen. Und jetzt kommt's: Ein unbekannter Investor setzt auf den Sturz der Aktien des Konzerns.«

Die Loge! durchzuckte es Thorsten Steiner.

»Diese Entdeckung könnte von größter Bedeutung sein«, überlegte er laut. »Mal angenommen, in jener Fabrik kommt es zu einem Chemieunfall – kein kleines Unglück, sondern ein echter Gau. Welche Auswirkungen hätte das auf die bevorstehende Reisernte im Mekong-Delta?«

Obwohl er seine Frage nicht direkt an den Computerfachmann richtete, bekam er von ihm eine knappe Antwort, wie sie erschreckender nicht sein konnte: »Fabrik zerstört, Ernte vernichtet, viele Tote.«

»Und auf den Chemiegiganten kämen große Schadenersatzforderungen zu«, ergänzte Thorsten.

Auch Engelbert hatte noch etwas Ergänzendes beizutragen: »Die Verkaufsaufträge für die Aktien des Chemiekonzerns laufen auf den gleichen Tag wie die Kontrakte für Reis. In drei Tagen ist es soweit! Wenn Sie mich fragen: Das dreißigköpfige Killerkommando wurde nach Saigon geholt, um einen Anschlag auf die Fabrik zu verüben.«

Thorsten hegte denselben Verdacht und informierte seinen Vater. Dietrich antwortete sofort. Er kündigte an, die Verbindungen des Ordens spielen zu lassen und über den französischen Konsul anonymen Kontakt zur Regierung in Hanoi aufzunehmen, um selbige vor dem bevorstehenden Anschlag auf das Chemiewerk zu warnen.

Anschließend bat Thorsten übers Haustelefon Abt Hermann um ein längeres Vieraugengespräch.

Währenddessen schmauchte Engelbert genüßlich eine seiner Dreiminutenselbstgedrehten.

---

* Gemeinschaftsunternehmen mehrerer Gesellschaften

Nachdem Thorsten sein Telefonat beendet und den Computer heruntergefahren hatte, stand er auf. Münchner drückte seinen Zigarettenrest aus – er rauchte stets so lange, bis er sich fast die Finger verbrannte – und erhob sich ebenfalls von seinem Sitzplatz.

»Kann ich jetzt gehen?« fragte er. »Wenn ich einen günstigen Flug erwische, könnte ich noch heute nacht in meinem eigenen Bett schlafen.«

»Ich bringe Sie auf Ihr Quartier«, entschied Thorsten. »Sobald feststeht, daß wir Sie nicht mehr benötigen, ergreifen wir die entsprechenden Maßnahmen.«

Er staunte selbst, wie leicht ihm das »Wir« von den Lippen ging, obwohl er dem Orden gar nicht angehörte.

Engelbert seufzte. »Na bestens! Ich höre Berlin aus der Ferne rufen, doch man läßt mich nicht aus Brüssel weg.«

»Warum wohnt jemand mit Ihrem Namen eigentlich nicht in der bayerischen Landeshauptstadt?« fragte Thorsten, nicht weil es ihn wirklich interessierte, sondern weil er etwas Konversation machen wollte, um zu verhindern, daß Münchner erneut in einem fort herummaulte.

»München gehört eigentlich zu Niedersachsen«, antwortete Engelbert zu Thorstens Verblüffung. »Die Bayern haben dort nur lebenslanges Bleiberecht.«

»Könnten Sie das einem geographischen Laien wie mir näher erläutern?«

»Gern. München wurde 1158 von Heinrich dem Löwen gegründet – und der residierte bereits seit 1142 im niedersächsischen Braunschweig, wo er auch begraben liegt. Braunschweig und München verbindet also ein ganz besonderes Band, und damit das jeder begreift, hat man beide Städte massenhaft mit Heinrichs Wappentier ausgestattet. Wohin man sich dreht und wendet, stößt man auf Löwen: auf Plakaten, Hauswänden, Biergläsern und -deckeln, T-Shirts, allerlei Andenken und so weiter, nicht zu vergessen die vielen Statuen, Plastiken, Skulpturen…«

»Sie können Löwen nicht ausstehen, stimmt's?« kürzte Thorsten die Auflistung abrupt ab.

Münchner nickte. »Hingegen liebe ich Bären, und damit werde ich in Berlin nahezu erschlagen. Auf welches Tier stößt man übrigens in Brüssel? Ich würde mich ja gern selbst etwas umschauen – aber Ihre Wachhunde lassen mich nicht nach draußen. Ich bin ein Gefangener.«

»Ein Gast«, widersprach Thorsten. »Doch nicht mehr lange…«

Kapitel 9

Obwohl Tschang Wanbao seit vielen Jahrzehnten in Vietnam lebte, war er kein gebürtiger Vietnamese. Seine chinesischen Eltern waren in den Unruhen des Vietnamkriegs ums Leben gekommen. Seinerzeit hatte Tschang, der bis dahin ein überzeugter Gegner des Kommunismus gewesen war, beschlossen, sich nicht mehr aktiv in die Politik einzumischen und sein Fähnchen stets in die Windrichtung des Siegers zu halten, denn dann lebte man länger.

Weit gebracht hatte er es mit dieser Einstellung nicht. Obwohl er bereits auf die Siebzig zuging, verfügte er nicht über genügend Rücklagen fürs Alter und mußte sich als Nachtwächter verdingen – in einem Chemiekonzern unweit vom Stadtrand von Saigon.

Die Bezahlung war schlecht, aber immerhin war es eine ehrliche Arbeit, die ihn über Wasser halten konnte – eine Familie hatte er nicht.

Von seinem Sitzplatz im Eingangsbereich aus überwachte er die mit Kameras ausgestatteten leeren Büroräume und Hallen sowie die Funktion der Alarmanlage. Kam es zu Störungen, oder hielten sich nachts unbefugte Personen im Gebäude auf, machte er Meldung im rund um die Uhr besetzten Büro des privaten Sicherheitsdienstes, für den er tätig war.

Selbst nach dem Rechten schauen mußte er nicht, niemand verlangte von ihm, den Helden zu spielen.

Tschang übte seine Tätigkeit unbewaffnet und ohne Wachhund aus.

Als in dieser Nacht plötzlich die Bildschirme ausfielen, war das für ihn kein Grund zur Unruhe. Er packte das frische Obst, das er gerade hatte verzehren wollen, zurück in seine alte Ak-

tentasche und versuchte zunächst, den Schaden selbst zu beheben. Wegen eines Wackelkontakts wollte er nicht gleich die Pferde scheu machen.

Erst als außerdem die komplette Alarmanlage zusammenbrach, wurde er nervös und griff zum Telefonhörer.

Seine Nervosität steigerte sich immens, als das Freizeichen ausblieb – die Telefonanlage war ebenfalls tot. Entweder gab es allgemeine Probleme mit der Energieversorgung – aber warum brannte dann noch das Licht? –, oder jemand drang in die Fabrik ein und hatte zuvor den Alarm und die Telefonverbindung gekappt.

Wanbao überlegte, ob er das Gelände schleunigst verlassen und Hilfe holen sollte.

Aber war er nicht verpflichtet, auf seinem Posten auszuharren? Er brauchte diesen Job und wollte ihn nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen.

Schon oft hatte Tschang mit dem Gedanken gespielt, sich ein tragbares Telefon zuzulegen. Wenn die Dinger nur nicht so teuer wären…! Das Sicherheitsunternehmen, für das er arbeitete, hatte es abgelehnt, ihn auf Firmenkosten mit einem dieser praktischen Geräte auszustatten. Nun bekam er die Quittung für deren Geiz.

Der Nachtwächter gab sich einen Ruck, nahm seine Taschenlampe zur Hand und stand auf, um sich in den Fabrikräumen umzusehen. Mit Heldenmut hatte diese Entscheidung nichts gemein; falls sich tatsächlich Eindringlinge auf dem Gelände oder im Gebäude aufhielten, war er an seinem Platz in der Eingangshalle seines Lebens nicht mehr sicher – in den Hallen und Büros konnte man sich besser verstecken.

Zu Tschangs Verwunderung war die große Produktionshalle hell erleuchtet. Spätestens jetzt wußte er, daß er nicht allein war.

Über eine Metalltreppe gelangte er auf eine Empore. Von dort aus hatte er einen guten Überblick.

Er beobachtete zwei Personen in dunkelgrünen Kampfanzügen, die sich an einem Tank zu schaffen machten. Was genau sie taten, konnte er nicht erkennen, und er verspürte auch nicht das Bedürfnis, sie danach zu fragen.

In diesem Augenblick zog etwas lautlos an Tschang vorüber: ein Mann mit einem ansehnlichen Bauch. Auch er trug einen Kampfanzug.

Wanbao war wie erstarrt, so sehr schockierte ihn der Anblick dieses Mannes. Es war nicht dessen kolossaler Bauchumfang, der Tschang entsetzte, und auch nicht die weiße Hautfarbe oder die europäischen Gesichtszüge – in Saigon traf man des öfteren auf Ausländer. Was den Chinesen vor angstvollem Erstaunen fast erstarren ließ, war die Art und Weise, wie sich der Fremde fortbewegte: Er schwebte einem Geist gleich auf Höhe der Empore durch die Halle.

Kurz darauf war der »Geist« hinter einem Reaktor verschwunden. Tschang spürte, wie die hypothetische Erstarrung seine Gliedmaßen freigab, und er setzte sich leise in Bewegung. Hier wollte er keine Minute länger bleiben. Wenn es ihm gelang, den Bürotrakt zu erreichen, konnte er sich dort vielleicht irgendwo verbergen.

Doch Wanbao kam nicht weit. Noch während er die zur Empore führenden Treppenstufen hinabstieg, wurde er entdeckt. Ein alter Vietnamese stellte sich ihm breitbeinig in den Weg und richtete sein Gewehr auf ihn. Der Schütze sagte kein Wort, aber was er dachte, stand ihm ins Gesicht geschrieben: *Leb wohl, du Narr, du warst zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort!*

*

Noch bevor der Schütze den Abzugsfinger krümmte, vernahm er hinter sich eine Bewegung. Blitzschnell fuhr er schußbereit herum – doch da war niemand.

Plötzlich griffen zwei große Hände nach dem Kopf des Vietnamesen und drehten ihn um 180 Grad herum. Das letzte, was der alte Mann mit dem Gewehr hörte, war das Brechen seiner morschen Hals- und Nackenwirbel, und das letzte, was er sah, war eine massige Gestalt, die über ihm schwebte.

Tschang Wanbao zitterte am ganzen Körper, denn er nahm an, daß hier Magie im Spiel war. Nur durch eigene Körperkraft

wäre es dem Schwebenden niemals gelungen, das Haupt seines Gegners mit einer derartigen Leichtigkeit umzudrehen.

Der korpulente Europäer verfügte offenbar über große magische Macht.

Der Fremde, der jetzt auf beiden Füßen stand, nahm dem Toten das Gewehr ab und reichte es Wanbao. Dabei flüsterte er ihm in gebrochenem Vietnamesisch irgend etwas zu, das Tschang kaum verstand; sein Lebensretter hielt sich wohl noch nicht lange in diesem Land auf. Lediglich das Wort »verteidigen« hörte der Nachtwächter klar und deutlich heraus. Offensichtlich meinte der Magier es gut mit ihm.

Tschang schnappte sich die Waffe und verließ eilig die Halle, um sich in den Büros so lange zu verschanzen, bis alle, die in der Fabrik nichts verloren hatten, wieder gegangen waren.

Er ahnte nicht, daß er auch dort nicht sicher war, denn es war geplant, das Gebäude zu sprengen.

*

Bruder Bernard blickte dem Davoneilenden nach. Da der Asiate keinen Kampfanzug trug, vermutete der Ordensritter, daß er gerade einem Wachmann das Leben gerettet hatte – dafür hatte ein anderer Mensch seines lassen müssen. Doch er weinte dem Handlanger der Loge keine Träne nach.

Bernards nächtliche Anwesenheit in der Chemiefabrik – und die seiner 29 Mitstreiter – begründete sich auf *nichts*. Obwohl die über den Anschlag informierte Regierung von Hanoi versprochen hatte, sich des Problems anzunehmen und alles Notwendige in die Wege zu leiten, war *nichts* geschehen. Keine offizielle Delegation war im Mekong-Delta eingetroffen, von Spezialtruppen ganz zu schweigen. Und der Militärkommandant von Saigon tat ebenfalls *nichts,* er bewegte sich keinen Zentimeter aus seiner gut bewachten Residenz in der Innenstadt.

Hatte ihn niemand informiert? Lag es denn nicht in seinem eigenen Interesse, diese Region vor einem Chemieunglück zu schützen? Selbst wenn der Wind günstig stand und der Stadtrand von Saigon verschont blieb, würden in den umliegenden

Dörfern Hunderte von Menschen sterben. Wieviel Geld hatte die Loge Kommandant Lee geboten, damit er ein solches Massensterben zuließ?

Besaß dieser Mann kein Gewissen?

Um all der Tatenlosigkeit nicht länger genauso tatenlos zuzusehen, hatten Quang Minhoai und Dietrich Steiner beschlossen, mit ihren Männern die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Nachdem Quangs Spione gemeldet hatten, daß der dreißigköpfige Veteranentrupp die Militärresidenz über einen Nebenausgang verlassen hatte, ausgerüstet mit Schußwaffen und Sprengstoff, waren die Freiheitskämpfer aktiv geworden und hatten sich ebenfalls bewaffnet – mit Gewehren, Pistolen und Maschinenpistolen, welche die Vietnamesen seit dem Krieg versteckt hielten.

Die Waffen waren alt, aber gut gepflegt und funktionstüchtig. Es war auch eine Kiste Granaten darunter gewesen, doch die hatte man im Versteck gelassen, schließlich wollte man die Sprengung der Fabrik verhindern und nicht selbst eine auslösen.

Lees Söldner hatten ihren Vorsprung gut genutzt und inzwischen an mehreren Stellen im Gebäude Sprengladungen angebracht.

Noch ging es in den Hallen ruhig zu, da sich die Attentäter allein wähnten.

Die vietnamesischen Freiheitskämpfer verteilten sich leise und nahmen günstige Schußpositionen ein. Währenddessen verschafften sich die fünf Deutschen aus der Höhe einen Gesamtüberblick. Sobald einer von ihnen entdeckt wurde, war es mit dem Frieden vorbei.

Das Verhältnis steht jetzt 30 zu 29 zu unseren Gunsten, dachte Bruder Bernard, der fest entschlossen war, nur Rücksicht auf sein eigenes Leben und das seiner Kameraden zu nehmen – seine Gegner sollten sich daher besser vorsehen.

In der Nachbarhalle fielen die ersten Schüsse. Der Kampf begann…

*

Quangs Leute erwiesen sich von Anfang an als die besseren Kämpfer. Sie setzten sich für ihre Ideale ein – ihre Feinde hingegen kämpften ausschließlich für Geld.

Es gab jede Menge Deckungsmöglichkeiten in der Fabrik, doch nur die Quang-Truppe konnte sie wirklich nutzen. Um die letzten Sprengladungen anzubringen, mußten die Bombenleger ihre Stellungen häufig verlassen und sich dem Kugelhagel aussetzen. Das kostete so manchen Söldner das Leben, einer nach dem anderen fiel.

Erst viel zu spät merkten die bezahlten Kämpfer, daß ihre Gegner Luftunterstützung hatten. Dietrich Steiner, Bruder Bernard, Bodo Labahn und die beiden anderen Deutschen machten ihre Waffenbrüder mit Handzeichen auf die Feindverstecke aufmerksam. Erst als man sie bemerkte, setzten sie ihre Pistolen ein und nahmen die Söldner von oben unter Dauerfeuer.

Die von Kommandant Lee beauftragte Truppe brachte die Sprengsätze nicht wahllos an. Das Explosionsinferno sollte von einer zentralen Funkkontrolleinheit ausgelöst werden, die sich in einem Lkw befand, der im Schutz der Dunkelheit in sicherer Entfernung von der Fabrik stand. Auf der Transportfläche des Lastwagens hatte man einen technisch versierten Söldner als Wache zurückgelassen. Sobald seine Kameraden zurückkehrten, würde er ein Funksignal auslösen, das alle Tanks und Reaktoren der Fabrik gleichzeitig sprengen sollte.

Nachdem die letzte Ladung befestigt war, verlagerte sich der Schußwechsel nach draußen. Die noch verbliebenen Söldner verteidigten sich zäh, wichen aber immer weiter zurück. Sie wollten herunter von dem Gelände, um möglichst weit weg zu sein, wenn der Wächter auf dem Lastwagen das Signal aktivierte.

Doch die gegnerische Truppe hatte scheinbar himmlische Helfer. Ein Mondstrahl fiel auf den LKW. Dank der großen Antenne auf dem Dach war nicht schwer zu erraten, welchem Zweck er diente.

Dietrich informierte Quang, daß er das Fahrzeug mit zwei Männern stürmen wolle, doch sein Freund bat ihn, sich selbst

darum kümmern zu dürfen. »Das hektische Rumgerenne auf dem Gelände ist nicht gut für mein kaputtes Bein, es braucht jetzt etwas Erholung. Xuan, Hung und ich kreisen den Wagen ein. Sollte sich jemand darin befinden, und davon gehe ich aus, sorge ich dafür, daß er nicht mehr lebend herauskommt. Dadurch erspare ich es mir, ihm hinterherlaufen zu müssen.«

Steiner wünschte ihm viel Glück und gab ihm, Hung Thaoc und Xuan Gueng beim Verlassen des Fabrikhofs Feuerschutz. Das war jedoch kaum noch nötig, da die Söldner nur noch ihre Flucht im Kopf hatten.

Allmählich verebbte das Gefecht. Vier Veteranen, die letzten Überlebenden der Lee-Truppe, entkamen vom Gelände und flüchteten in Richtung der Reisfelder.

»Verfolgen wir sie?« fragte Labahn.

Steiner schüttelte den Kopf. »Die sind heilfroh, ihren Hals gerettet zu haben und stellen keine Gefahr mehr dar. Wie viele Verluste haben wir?«

Sechsundzwanzig Männer, darunter drei Leichtverletzte, versammelten sich um ihn herum.

»Es fehlen drei Mann«, stellte Bruder Bernard fest.

»Die erledigen noch einen kleinen Auftrag«, erwiderte Dietrich. Als vom Lastwagen her mehrere Schüsse zu hören waren, die kurz darauf abbrachen, fügte er hinzu: »Ich schätze, sie haben ihn soeben beendet.«

*

Während sich die Vietnamesen in die Fabrik begaben, um die Sprengsätze zu entschärfen, schwebten Dietrich und seine vier Begleiter zu dem Lastwagen mit der Antenne. Er ging davon aus, daß Quang die Kontrolleinheit mittlerweile abgeschaltet hatte.

Als er bei dem Fahrzeug eintraf, blieb ihm fast das Herz stehen.

Die Klappe zum beleuchteten Transportraum stand weit offen, die Laderampe war heruntergefahren. Auf ihr lag ein schwerverletzter Mann: Quang Minhoai.

Xuan und Hung kümmerten sich um ihn. Als Dietrich sich über seinen Freund beugte, machten sie ihm Platz.

Steiner schaute kurz in den Wagen hinein. Dort lag ein Söldner neben der zerstörten Anlage. Er war tot.

»Ich bin ihm wie ein blutiger Anfänger direkt in die Maschinenpistolensalve gelaufen«, sagte Quang mit heiserer Stimme. »Xuan und Hung haben ihn mit Kugeln vollgepumpt – er mich leider auch.«

»Die Ärzte werden die Dinger schon wieder aus dir herausholen«, erwiderte Dietrich, der sich bewußt war, daß er Quang anlog. »In ein paar Wochen…«

»Bitte schweig«, unterbrach Quang ihn. »Wir wissen beide, daß das nicht stimmt. Mein Lebenskreis wird sich in wenigen Minuten schließen. Keine Sorge, wir sehen uns wieder – ich gehe dir auf dem Götterpfad nur ein Stück voran. Erwarte aber bitte nicht, daß ich unterwegs auf dich warte, ich möchte nämlich deinen Vater möglichst bald wiedersehen.«

Seine Stimme wurde immer leiser. Dietrich wollte ihm noch etwas Tröstendes sagen, doch ihm fielen nur die üblichen hohlen Phrasen und verlogenen »Du-schaffst-es«-Durchhalteparolen ein, und das hatte sein Freund nicht verdient.

Schweigend saß er bei dem Sterbenden und hielt seine Hand. Quangs Griff ließ nach, wurde schwächer.

Sein Körper bäumte sich noch ein letztes Mal leicht auf.

»Eugen«, krächzte Quang Minhoai. »Wo ist er? Ich kann ihn nicht find…«

Er brachte den Satz nicht mehr zu Ende.

*

Kommandant Lee schaute aus dem offenstehenden Fenster seines Büros. Draußen dämmerte der Morgen, und noch immer hatte er keine Nachricht von seinen Söldnern erhalten. Es hatte auch keine Explosion gegeben.

Weshalb brauchten sie so lange?

Das Telefon auf seinem Schreibtisch läutete. Der drahtige Vierzigjährige betätigte die Lautsprechertaste. Sein Mittelsmann

aus Hanoi befand sich in der Leitung – und der erwartete endlich eine Erfolgsmeldung, andernfalls, so ließ er Lee wissen, könne er die Truppen der Regierung nicht länger zurückhalten.

Der Kommandant verlangte ärgerlich noch einen kleinen Aufschub und brach die Verbindung ab. In seinem Zimmer stand ein Funkgerät, über das er sich mit dem Lkw der Söldnertruppe in Verbindung setzen konnte – was er wegen der Abhörgefahr bis jetzt vermieden hatte.

»Ganz schön leichtsinnig«, sprach ihn plötzlich jemand an. »Wissen Sie denn nicht, daß der Feind überall mithört?«

Lhuan Ethong Ephao war verdammt reaktionsschnell. Er wirbelte herum und streckte die Finger nach seiner Pistole aus, die auf dem Schreibtisch lag…

Dort befand sie sich jedoch nicht mehr. Der Fremde, der in sein Büro eingedrungen war, hielt sie in der Hand. Lee kannte ihn nicht, aber es war zweifelsfrei ein Nordeuropäer, dafür hatte er einen Blick.

»Wer sind Sie?« fragte ihn der Vietnamese furchtlos. »Wie kommen Sie hier herein? Sie befinden sich auf Militärgelände, das wird auch nachts gut bewacht.«

»Das Betreten und Verlassen von bewachten Gebäuden bereitet mir keine Schwierigkeiten, weil ich Wege benutze, die nur für mich begehbar sind.«

»Und? Wollen Sie mich jetzt erschießen? Nur zu, ich werde nicht wie ein Hund um Gnade winseln!«

»Das hat mein Freund Quang auch nicht«, entgegnete der geheimnisvolle Unbekannte und ließ die erbeutete Pistole in der Tasche seiner Kampfjacke verschwinden; ansonsten war er unbewaffnet. »Selbst wenn er es gewollt hätte, wäre er nicht mehr zum Winseln gekommen, weil alles viel zu schnell ging. Ihr Söldner hat ihm keine Chance gelassen – im Gegensatz zu mir. Ich gebe Ihnen Gelegenheit, sich ehrenvoll zu verteidigen. Das ist mehr, als ein Mann ohne Ehre verlangen kann.«

Lee fackelte nicht lange und zog seine Uniformjacke aus. »Ich kenne Ihren Freund Quang zwar nicht, aber wenn Sie sich unbedingt mit mir anlegen wollen… gut so. Ein wenig Kampfsporttraining schadet nie!«

»Quang starb heute nacht bei der Verteidigung der Chemiefabrik«, ließ Steiner ihn wissen. »Ihre Söldnertruppe wurde fast vollständig ausgemerzt, bis auf vier Flüchtende, die sich wohl im Dschungel verkrochen haben. Die Sprengladungen wurden entschärft, der Anschlag ist gescheitert – und die Person, die die große Katastrophe auslösen wollte, hat nur noch wenige Minuten zu leben.«

Lee tat so, als würde er noch etwas erwidern wollen, stürzte sich dann aber ohne Vorwarnung auf seinen Gegner, um das Überraschungsmoment für sich zu verbuchen. Dietrich hatte damit gerechnet. Leichtfüßig wich er den ihm zugedachten Handkantenschlägen aus, indem er wie ein Boxer im Ring hin und her tänzelte.

Dann ging er selbst zum Angriff über. Seine rechte Faust schnellte schnurgerade vor und brach dem Vietnamesen das Nasenbein.

Der Kommandant war hart im Nehmen. Blut lief ihm übers Gesicht und in den Rachen, aber er schluckte es mitsamt dem Schmerz hinunter. Kein Aufschrei kam über seine aufgeplatzten Lippen.

Lee verlegte sich aufs Kickboxen und landete ein paar knallharte Treffer. Dietrich steckte sie problemlos weg, er hatte schon Schlimmeres aushalten müssen. Statt sich auf den Kampfstil seines Widersachers einzulassen, setzte er auf Beinarbeit – und auf *Agarthi*.

Der Kommandant hatte von nun an keine Chance mehr, den Zweikampf zu gewinnen. Dietrich war der Meinung, daß die einem gewissenlosen Mann wie Lee auch nicht zustand. Die Explosion der Fabrik hätte viele Unschuldige das Leben gekostet. In deren Namen und im Namen Quangs nahm Dietrich jetzt gnadenlos Rache.

Lee bekam so viele Tritte verpaßt, daß er sie nicht mehr zählen konnte. Wie ein Derwisch schwebte Dietrich um ihn herum und zertrümmerte ihm mit den Füßen Rippe um Rippe, Knochen um Knochen, Zahn um Zahn…

Mit dem letzten Fußtritt schlug er ihm das linke Auge aus. Es klatschte gegen die weiße Bürotapete und hinterließ dort ein

sternförmiges Muster aus Blut und Eiweiß. Schmerzgepeinigt sank der Kommandant, der im Verlauf seiner Militärkarriere durch einen See von Menschenblut gewatet war, auf die Knie – nicht weil er nun doch um Gnade winseln wollte, sondern weil er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Dietrich stand hinter ihm, ergriff seine Schultern, rammte ihm sein Knie ins Kreuz und brach ihm mit einem Ruck das Genick.

Er wußte, daß das kein fairer Kampf gewesen war. Es hatte auch nie einer sein sollen. Hunderte von arglosen Menschen bei einem Chemieunfall sterben zu lassen, zeugte schließlich auch nicht von Fairneß.

Wachleute, die den Kampflärm vernommen hatten, stürmten ins Zimmer. Sie fanden lediglich den furchtbar zugerichteten Leichnam ihres Vorgesetzten.

Ansonsten war der Raum menschenleer.

Kapitel 10

Wer feste arbeitet, darf auch Feste feiern.

So lautete die Devise des Ordensmeisters Hermann von Hutten, weshalb den Mitarbeitern in der Brüsseler Abtei in der dritten Etage, gleich neben der Kantine, ein großer Gemeinschaftssaal mit Sitzgelegenheiten und Stehtischen zur Verfügung stand.

Hier traf man sich nach Feierabend in gemütlicher Runde, beispielsweise wenn es einen größeren Sieg über die Loge zu feiern gab.

Nachdem Dietrich Steiner und die anderen aus Vietnam zurückgekehrt waren, gratulierte ihnen der Abt in einem kleinen Festakt zum Erfolg. Zudem bedankte er sich bei Thorsten Steiner und Engelbert Münchner, die den Orden der Wächter der Schwarzen Sonne…

»… um sage und schreibe zwei *Milliarden* Euro reicher gemacht haben. Auf ihren Rat hin habe ich die Gegenpositionen zu den Optionsgeschäften der Loge auf Reis sowie die Aktien gekauft und auf diese Weise einen satten Gewinn eingestrichen, während die verfluchte Orkult-Brut das Nachsehen hat. Die Loge ist zwar so reich, daß sie dieser herbe Verlust nicht gleich in die Pleite treiben wird, aber erstens tut den Anhängern des Bösen der Stich, den wir ihnen versetzen konnten, ordentlich weh, und zweitens kratzen sie sich hoffentlich noch sehr, sehr lange.«

Von Hutten bedankte sich auch bei denen, die das für dieses Geschäft notwendige Kapital zinsfrei zur Verfügung gestellt hatten.

»Jeder unserer Finanziers hat inzwischen seinen Einsatz zurückerhalten. Unterm Strich konnte unser Orden – ich kann

diese herrliche Summe gar nicht oft genug wiederholen – zwei Milliarden Euro einstreichen! Und das beste daran: Die Strolche von der Loge werden nie erfahren, wer ihr Geld eingesackt hat! Ein bißchen was davon habe ich übrigens für unsere heutige Feierstunde abgezwackt – mit dem ›spärlichen Rest‹ werden wir unsere zukünftigen Operationen finanzieren, unter anderem die lückenlose Überwachung möglicher Sargon-Kandidaten. Endlich stehen wir nicht mehr wie arme Schlucker da!«

Applaus brauste auf, der allen galt, die an dieser Aktion mitgewirkt hatten.

»Wo wir gerade von Operationen reden«, fuhr Abt Hermann mit seiner Ansprache fort. »Wir haben ein neues Gesicht unter uns, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Nur sehr wenige von Ihnen, darunter Doktor Freia Thorn, kennen das ursprüngliche Gesicht von Dietrich Steiners Sohn, weil er schon kurz nach seiner Ankunft in die medizinische Abteilung gebracht wurde, um einige operative Veränderungen an ihm vorzunehmen, in der Art, wie sie auch der eine oder andere von Ihnen bereits über sich hat ergehen lassen müssen. Hiermit stelle ich Ihnen den ›neuen‹ Herrn Steiner junior vor.«

Thorsten trat vor und deutete eine leichte Verbeugung an.

»Außerdem möchte ich Sie noch mit einem zweiten Neuzugang bekanntmachen«, sagte der Ordensmeister und deutete auf den entführten Computerexperten, der in Thorstens Nähe stand. »Engelbert Münchner hat sich bereit erklärt, unseren Orden computertechnisch auf Vordermann zu bringen und den modernen Zeiten anzupassen. Das betrifft vor allem unseren technischen und kommunikativen Bereich, wovon natürlich auch die Geschäftsabteilung profitieren wird. Im Außendienst setzen wir ihn nur bedingt ein, da er es aus prinzipiellen Gründen ablehnt, Gewalt anzuwenden. Wir werden uns daher mit seinem brillanten Verstand begnügen müssen – jeder kämpft halt auf seine Weise. Die Aufnahmezeremonie für die beiden Neuen findet übermorgen im Gewölbe statt.«

Damit waren seine Rede und der offizielle Teil des Festaktes beendet – und das Büfett wurde freigegeben.

Münchner ergriff Steiner am Arm und zog ihn beiseite.

»Was soll das?« flüsterte er verärgert. »Zwar habe ich mich einverstanden erklärt, meine Arbeitsstelle zu kündigen, mir eine Wohnung in Brüssel zu nehmen und zukünftig für euch tätig zu werden, aber ich habe mich auch klipp und klar gegen eine Aufnahme in den Orden ausgesprochen. Ich will kein Wächter der Schwarzen Sonne werden, kapiert?«

Thorsten Steiner seufzte leise.

Es hatte ihn eine Menge Überzeugungskraft gekostet, dem Abt Engelbert Münchner »schmackhaft« zu machen. Ursprünglich war geplant gewesen, ihn gehen zu lassen, ihn in Berlin aber rund um die Uhr zu überwachen, um zu verhindern, daß er vielleicht Kontakt zur Loge aufnahm oder sein Erlebnis der Polizei oder Presse mitteilte.

Nach seiner langen Unterredung mit von Hutten hatte Thorsten dann mit Engelszungen auf Engelbert eingeredet, bis sie sich nach vielen Stunden einig geworden waren. Damit hatte er die Sache als erledigt betrachtet.

Und nun hatte das Genie schon wieder etwas auszusetzen…

»Selbstverständlich werden Sie kein Wächter der Schwarzen Sonne und auch kein Beschützer möglicher Nachfolger des dritten Sargon«, versicherte Thorsten. »Dafür fehlen Ihnen ohnehin die nötigen Fähigkeiten. Aber jeder, der für den Orden arbeitet, ist an unsere Regeln und Traditionen gebunden, und dazu gehört nun einmal der Ritterschlag oder die Erhebung zum Knappen. Noch deutlicher: Um für uns arbeiten zu dürfen, müssen Sie erst mein Knappe werden, Herr Münchner.«

Engelbert tippte sich an die Stirn. »Und sonst sind Sie noch gesund, Herr Steiner? Wenn der feine Herr Leutnant einen Burschen braucht, der ihm die Stiefel auf Hochglanz poliert, kann er ja mal den braven Soldaten Schwejk fragen. Ich mime für niemanden den Diener.«

»Sie sollen nicht mein Diener werden, sondern mein Knappe«, stellte Steiner richtig. »Jeder, der in den Orden aufgenommen wird, braucht einen Fürsprecher. In meinem Fall war das mein Vater, in Ihrem Fall bin das ich. Der wichtigste Unterschied ist unser Rang. Als Ritter des Ordens bin ich allein für mein Handeln verantwortlich. Wenn sich aber ein Knappe etwas

zuschulden kommen läßt, wendet sich der Ordensmeister nicht direkt an ihn; die Standpauke für das Verfehlen des Knappen bekommt als erstes dessen Fürsprecher, also der Ritter des jeweiligen Knappen.«

»Heißt das, ich kann mich danebenbenehmen soviel ich will, aber Sie werden dafür abgewatscht?« fragte Engelbert erfreut. »Das gefällt mir!«

»Sie nehmen also an der Aufnahmezeremonie teil?«

»Unter einer Bedingung.«

Es wäre auch zu schön gewesen, um wahr zu sein, dachte Thorsten und war schon gespannt, welchen neuerlichen Einwand der Computerfreak vorbringen würde.

»Da wir beide in Zukunft eng zusammenarbeiten werden«, sagte Engelbert, »und uns aufgrund unseres Ritter-Knappen-Verhältnisses etwas ganz Besonderes verbindet, werden wir uns von heute an duzen und bei den Vornamen anreden.«

Schlagartig fühlte sich Thorsten innerlich wie zerknittert. Wie konnte ihm dieser Mann das antun? Münchner wußte ganz genau, daß er derlei Vertraulichkeiten nicht mochte.

Sein künftiger Knappe reichte ihm die Hand. »Ich heiße Engelbert. Du kannst Bert zu mir sagen.«

Widerwillig schlug Steiner ein. »Ich heiße Thorsten. Du kannst… Thorsten zu mir sagen.«

»Geht klar, Thorsten! Auf gute Zusammenarbeit!«

*

Als Thorsten Steiner das naturbelassene Steingewölbe unterhalb der Ordenszentrale betrat, fühlte er sich ins Mittelalter zurückversetzt.

Elektrisches Licht gab es hier unten nicht. Der große Raum mit der gewölbten Decke wurde mit Fackeln ausgeleuchtet, die in Wandhalterungen steckten.

Auch sonst konnte Steiner nichts entdecken, das davon zeugte, daß er sich noch immer im 21. Jahrhundert befand – abgesehen von einer korpulenten Ausnahme, die zusammen mit ihm das Gewölbe betrat.

Zwölf Ordensbrüder erwarteten Engelbert und ihn. Sie waren mit braunen Gewändern bekleidet, welche Mönchskutten nicht unähnlich waren, wenn man von der aufwendigen Bestickung absah. Thorsten, der ein ebensolches Gewand trug, fragte sich, welche Bedeutung die eingestickten Schriftzeichen hatten; er war sicher, daß er dies früher oder später noch in Erfahrung bringen würde.

Die zwölf Brüder, unter denen sich sein Vater und Bernard befanden, hatten sich in zwei Sechserreihen links und rechts vom Eingang postiert und bildeten eine Gasse, durch die die beiden Neuankömmlinge hindurchschritten.

Am Ende der Gasse erwartete sie der dreizehnte im Bunde, der Ordensmeister. Sein prunkvolles Gewand war schneeweiß. Auf dem Vorder- und dem Rückenteil war je eine schwarze Sonne abgebildet, ebenfalls eine prächtige Stickarbeit. Er trug einen breiten eisernen Gürtel, an dem eine Schwertscheide befestigt war – es steckte ein Schwert darin.

Sein würdevoller Blick fiel erst auf Thorsten, dann auf Engelbert, und seine Stirn kräuselte sich mißbilligend.

Als künftiger Knappe unterlag Münchner bei der Zeremonie keiner Kleiderordnung, man hatte ihn aber gebeten, etwas anzuziehen, das dem würdigen Anlaß entsprach. Seine schwarze Lederjacke war damit ganz sicher nicht gemeint. Außerdem trug er seine Brille und eine Armbanduhr. Thorsten nahm an, daß sein Begleiter als reiner Verstandesmensch damit ausdrücken wollte, wie lächerlich er dieses verstaubte Zeremoniell fand.

Der Abt ließ sich nicht provozieren. Nach der ersten Schrecksekunde setzte er das Ritual wie gewohnt fort.

Von Hutten deutete auf eine schwere Eichentür, die sich daraufhin wie von Geisterhand öffnete.

Engelbert stieß seinem Nebenmann unauffällig den Ellbogen in die Seite.

Was er damit andeuten wollte, war klar: *»Na bitte, ohne versteckte elektronische Spielereien läuft hier gar nichts.«*

Beide betraten die Kammer hinter der Tür. Zwei Ordensmitglieder – Bruder Bernard und Bodo Labahn – folgten ihnen. Die Tür schloß sich wieder.

Der enge Raum war nur mit zwei Stühlen ausgestattet. Thorsten und Engelbert wurden aufgefordert, auf ihnen Platz zu nehmen.

Nachdem sie sich gesetzt hatten, wurde Thorsten von Bernard und Labahn abwechselnd befragt. Es war ihm nur gestattet, mit Ja oder Nein zu antworten.

»Begehrst du den Eintritt in den Orden der Wächter der Schwarzen Sonne?«

»Ja.«

»Bist du bereit, unsere Ziele zu deinen Zielen zu machen und deine eigenen Ziele den unseren unterzuordnen?«

»Ja.«

»Wirst du dich unseren strengen Vorschriften beugen? Wenn du auf der einen Seite der Erde sein willst, schicken wir dich auf die andere, falls es uns beliebt. Willst du essen, mußt du hungrig heimgehen, wenn wir dies von dir verlangen. Und solltest du schlafen wollen, könnten wir von dir fordern, wach zu bleiben. Wirst du das wirklich alles auf dich nehmen und tapfer ertragen, zur Mehrung deiner Ehre und zur Rettung der Welt?«

»Ja.«

Engelbert erwartete, nun ebenfalls befragt zu werden. Ihm lagen bereits einige Erwiderungen auf der Zunge, insbesondere den Teil mit dem Essen und Schlafen betreffend.

Doch seine Meinung war hier nicht gefragt.

Statt sich ihm persönlich zuzuwenden, stellte Bruder Bernard Thorsten eine letzte Frage. »Gelten deine Antworten auch für deinen Knappen?«

»Ja«, antwortete Steiner und warf seinem Sitznachbarn einen mahnenden Blick zu – ein einziges Nein genügte bereits, um die ganze Zeremonie platzen zu lassen.

Engelbert Münchner biß sich auf die Zunge und schwieg klugerweise.

Thorsten und er wurden zurück in den größeren Teil des Gewölbes begleitet. Dort traten sie vor den Ordensmeister. Die zwölf übrigen Anwesenden bildeten einen Halbkreis um die drei.

Thorsten wußte, was nun von ihm erwartet wurde.

»Ich trete hier vor Euch und Eure Brüder, die mit Euch sind«, sprach er den Abt an, »und erbitte, auch im Namen meines Knappen, Aufnahme in die Gemeinschaft Eures Ordens.«

Der Abt nickte und forderte ihn mit einer Geste auf, sich hinzuknien. Um die würdevolle Stimmung nicht mutwillig zu zerstören, tat Engelbert es ihm gleich.

Von Hutten zog das Schwert aus der Scheide und berührte mit der Spitze zuerst Thorstens linke, dann seine rechte Schulter. Begleitet wurde diese Geste von einem melodischen Summen der zwölf Ordensbrüder, das von den Wänden widerhallte und an kirchlichen Choralgesang erinnerte.

»Hiermit schlage ich dich, Thorsten Steiner, geboren im Jahre des Herrn 1973, zum Ritter des Ordens der Wächter der Schwarzen Sonne. Gleichzeitig erhebe ich deinen Begleiter Engelbert Münchner, geboren im Jahre des Herrn 1976, in den Stand eines Knappen. Möge er dir immer treu zur Seite stehen.«

Thorsten atmete tief durch. Für ihn war dies ein wirklich wichtiger Moment in seinem Leben.

Engelbert wußte die Ehre, die ihm zuteil wurde, weniger zu schätzen. Er fragte sich, warum er überhaupt mitgekommen war, wenn man ihn nicht ein einziges Mal hatte zu Wort kommen lassen.

*

Thorstens Gesichtsoperation war überaus erfolgreich, wie er feststellen konnte, als er eine Woche nach dem Zeremoniell in Düsseldorf seiner Mutter vor die Augen trat. Sie ließ ihn erst in ihre Wohnung, nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte.

Sein Vater hatte ihm abgeraten, zu ihr zu gehen, doch er wollte ihr nicht wehtun. Schon einmal hatte sie unter seinem vermeintlichen Tod gelitten, das durfte sich nicht wiederholen.

Die belgischen Behörden hatten sie längst von »seinem Ableben« unterrichtet. Thorsten nahm an, daß sie sich über seine »Wiederauferstehung« freuen würde – doch sie deckte ihn nur mit einem Schwall von Vorwürfen ein und beschuldigte ihn, genauso ein Hallodri zu sein wie sein Vater.

Erst als er ihr zusicherte, daß weiterhin monatliche Zahlungen in der gewohnten Höhe auf ihrem Konto eingehen würden und sie wie bisher keine Miete zahlen brauchte, wurde sie etwas entspannter.

Über seine zukünftige Aufgabe und über den Orden redete er nicht mit ihr. Thorsten machte lediglich einige vage Angaben über eine gefährliche Tätigkeit, für die er von der Bildfläche verschwinden und im Ausland untertauchen müsse.

»Sollte je publik werden, daß ich noch am Leben bin, könnte es tatsächlich passieren, daß man mich irgendwo tot auffindet«, machte er seiner Mutter unmißverständlich klar. »Dann ist es vorbei mit den finanziellen Zuwendungen – du wirst dir eine Arbeit suchen und selbst Geld verdienen müssen. In deinem eigenen Interesse ist es daher wichtig, daß du den Mund hältst und dich niemals verplapperst.«

Jasmin Neidenberger-Steiner versprach ihm, daß keine Silbe, mit der sie ihn in Gefahr brächte, je über ihre Lippen kommen würde.

*

Thorsten hatte seine Mutter erst nach Einbruch der Dunkelheit aufgesucht. Als er sie verließ, war es bereits Mitternacht.

Gedankenverloren ging er durch die nächtlichen Straßen. Erst jetzt, wo er innerlich allmählich zur Ruhe kam, wurde ihm bewußt, was in letzter Zeit alles geschehen war.

Er dachte zurück an seine erbarmenswürdigen Jahre als Hauptschullehrer in Duisburg, an die drei rabiaten Schüler, an seine Zeit im Himalaja, die ihm eine Teilamnesie beschert hatte… nicht zu vergessen die vielen Toten: Dr. Krings, Wolfgang Schneider, die Passagiere der abgeschossenen Boeing – und in Vietnam war es auch nicht ohne Blutvergießen abgegangen. Bei der Schießerei in der Chemiefabrik hatte sein Vater einen guten Freund verloren.

Thorsten empfand es nur als gerecht, daß auch die Mörder der Loge nicht ungeschoren davongekommen waren. Im schriftlichen Bericht der Einsatzgruppe, den jeder der fünf Ordensbrü-

der bestätigt hatte, war von 26 Toten auf der Gegenseite die Rede. Außerdem hatten sich angeblich die Orkult-Anhänger an Kommandant Lee, dem Initiator des gescheiterten Anschlags, auf grausame Weise gerächt – wie zumindest der Verbindungsmann im französischen Konsulat dem Orden gemeldet hatte. Die Loge kannte offenbar kein Erbarmen mit Versagern.

Thorsten bog in eine Seitengasse ein, als seine in Agarthi geschärften Sinne ihn plötzlich warnten.

Inzwischen wußte er diese besonderen Wahrnehmungen genau zu deuten.

Drei Männer kamen ihm entgegen. Ihr Alter lag jeweils bei schätzungsweise Mitte Zwanzig. Alle drei wirkten recht kräftig. Und etwas umgab sie: Der Odem von Gewalt – aber da war noch mehr. Erinnerung, böse, tragische, schmerzhafte Erinnerung.

Einer von ihnen, ein Türke, fragte ihn nach einer Zigarette. Die beiden anderen, ein Grieche und ein Marokkaner, postierten sich in seinem Rücken. Wieso wußte Thorsten nur, woher die Männer kamen?

Aber natürlich! Auch wenn sie sich verändert hatten und ihn nicht mehr erkannten, konnten sie sich vor seinen Sinnen nicht verstellen. Er war ihnen schon einmal begegnet – zehn Jahre zuvor in der Nachbarstadt Duisburg.

Thorsten atmete tief durch. Diese Begegnung war ein Wink des Schicksals. Heute konnten die drei alles von ihm erwarten – nur keine Gnade.

»Warum wird eigentlich jedem Straßenraub die obligatorische Frage nach einer Zigarette vorangesetzt?« fragte er die drei zu deren Verblüffung. »Sagt doch gleich, daß ihr mich ausrauben wollt.«

»Wie du meinst, Arschloch«, erwiderte der Grieche und ließ die Klinge seines Klappmessers vorschnellen. »Dann mal her mit der Brieftasche.«

Auch seine beiden Begleiter hielten jetzt Messer in den Händen.

Thorsten Steiner tat so, als gäbe er ihnen noch eine letzte Chance. Er *wußte,* sie würden sie nicht wahrnehmen. »Wenn ihr

mir eure Waffen übergebt und friedlich eurer Wege geht, vergessen wir den Zwischenfall – und alles andere auch.«

»Alles andere?« fragte der Marokkaner. »Wovon spricht er?«

»Ist doch egal«, meinte der Türke. »Wenn er die Kohle nicht freiwillig rausrückt, stechen wir ihn ab!«

»Das ist exakt die Antwort, die ich mir erhofft habe«, entgegnete Steiner, und seine Miene verfinsterte sich. »Na los, versucht es! Diesmal habt ihr kein so leichtes Spiel!«

Hinter ihm stieß der Marokkaner mit dem Messer zu…

Thorsten benötigte weniger als eine Minute, um die drei auf den harten Asphaltboden zu werfen und ihre Waffen mittels Fußtritt in einen Gully zu befördern.

Dabei hätte er es belassen können, doch der kurze Kampf, den er nicht gewollt hatte, hatte die Erinnerung daran, was die drei einst auf dem Schulhof mit ihm angestellt hatten, erst so richtig hochkochen lassen. Er kannte jetzt kein Halten mehr. Nie wieder würden diese verkommenen Schmarotzer einen Menschen zusammenschlagen oder ausrauben. Nie wieder!

Mit kurzen, harten Tritten zertrümmerte er den benommen am Boden liegenden Messerstechern nacheinander die Kniegelenke, so gründlich, daß die drei Wegelagerer keinem Menschen mehr würden gefährlich werden können. Ammar und Jannis wurden sofort bewußtlos.

Kemal war zäher. »Warum tust du das, verdammt noch mal?« fragte er ihn unter Schmerzen, die ihn fast wahnsinnig werden ließen.

Bevor Thorsten Steiner in der Dunkelheit verschwand, gab er ihm die Antwort darauf: »Weil ich es kann!«